

Weilnböck, H. (2002c): Die verklarte Melancholie der (post-)modernen Intellektualität. Ein Votum für Beziehungs-/Gruppenanalyse und Psychotraumatologie in den Geisteswissenschaften. In: Psychosozial 25. S. 123-139.

Das ist Selbstbeziehungsvirtuosität. [...] Ich spüre darin die Urverfassung des Sprachmenschen: die Abgeneigtheit und Unfähigkeit, auf sich zu bestehen. Die wohnt eng zusammen mit der Hoffnung, die ganze Welt erlösen zu müssen. [...] Das Prinzip: sich selber geißeln, weil das die Welt vielleicht davon abhält, uns zu geißeln, und weil es, wenn man's selber besorgt, weniger weh tut. [...] "Mich zerriß es vor Schmerz, daß es mich nicht vor Schmerz zerriß". [...] Aber wo und wann auch immer der reine Schmerz durchbrechen will, hochbluten will, wird er gleich wieder niedergeschrieben, zugeschrieben, in Grund und Boden geschrieben, zum Verstummen gebracht durch nichts als Ausdruck, dem man natürlich ansieht, daß er eine Schmerzverstummungsgeste ist. [...]

Wir sind ein Orden. Die Regel ist nicht formuliert aber jedem bekannt. Bekannt solange er nicht versucht, sie zu formulieren. Eine Zeitlang habe ich gedacht, unserem Orden, dem Sprachmenschenorden gehöre der eine mehr an als ein anderer. Jetzt glaube ich, der Orden zähle viel, viel mehr Mitglieder, als man ahnen kann. Lesende und Schreibende gleichermaßen. Und alle Unterschiede zu anderen Ordensmitgliedern sind, verglichen mit den Unterschieden zu anders Handelnden, vernachlässigenswert.

Martin Walser *Über das Verbergen der Verzweiflung. Essay über Arnold Stadler zur Verleihung des Georg Büchner Preises (Der Spiegel 29/1999).*

Mit den Stimmungen, die gemeinhin melancholische heißen, scheint es nach wie vor eine eigentümliche Bewandnis zu haben. Ihr Schmerz und Trauma sind in einer Weise gedankenschwer und lauwarm abgefedert, daß sie sich im Zeichen einer Erlebnisgesellschaft mitunter als Lebensstil von ganz eigenem Charme anbieten; erst bei näherem Hinsehen und en détail zeigt sich, welche abträgliche und manchmal sogar katastrophale Ereignisdynamik sie auf den Weg zu bringen vermögen. Zudem hat die Melancholie, während sie als Vokabel im allgemeinen Sprachgebrauch dieser postmodernen Tage einen beinahe altertümlichen Zug angenommen hat, als Phänomen in den verschiedenen gesellschaftlichen und medialen Lebenswirklichkeiten keineswegs an Präsenz verloren. Nicht nur wird die Geste des tiefschürfenden Gedankens selbstverständlich in den ihr historisch angestammten Sektoren der Lektüre und Kunstbetrachtung – die freilich in ihrer gesellschaftlichen Erstreckung sehr geschrumpft sind – früher wie heute nachhaltig gepflegt. Auch in den zunehmend wirkungsmächtigen Bereichen der Populärkulturen scheinen Affektmodellierungen, die in einem ersten provisorischen Zugang melancholisch genannt werden können, vielfach der bestimmende Empfindungs- und Handlungsmodus zu sein: Ob auf Hollywoods Leinwand eine *Titanic* versinkt und die unendliche Liebe vor ihrem raschen Ende zelebriert wird oder der kürzlich gekürten *Shakespeare* mit Romeo und Julias Liebestod die prognostizierten Oscars erhält; ob selbiges im Vorjahr der gleichermaßen langatmige Film *The English Patient* vollbrachte und das Feuilleton dann trefflicherwiese den Genre-Begriff des

Prozac-Films prägte¹ und damit auf ein in den USA flächendeckend vertriebenes Antidepressivum bezug nahm – einer Art gemäßigter Designerdroge für das unsensationelle bürgerliche Leben; ob in *City of Angels* eine milde liebende Todesgestimmtheit goutiert und in subtiler Bildregie der Suizid ästhetisiert wird; ob dabei mit großer Selbstverständlichkeit auch heute wieder das seit der europäisch-literarischen Romantik bekannte *Damenopfer* der Frauenfigur vollzogen wird; (und hier handelt es sich ja um das amerikanische Remake von Wim Wenders' und Peter Handkes *Himmel über Berlin*, mithin um eine Vorlage, die den melancholischen Gestus vergleichsweise noch stärker akzentuiert und dennoch und umso mehr den Anspruch auf den hochkulturellen Status des Autorenkinos mit sich führt;) ob ferner auch jenseits des internationalen Leitmediums des Hollywood-Films die Jugendkultur des Gothic bei sanftem Kerzenlicht der schwarzen Ästhetik eines vampiresken Grabeskultes huldigt; ob der Jungstar Kurt Cobain, nicht Gothic, sondern Gruntch und Sänger-Leadgitarrist der Gruppe *Nirvana* eine raffinierte musikalische Verzweiflung und Melancholie pflegte, bevor er sich – "at the end of the rainbow" – das Leben nahm: "with the lights out it's less dangerous", um damit in der *Generation X* eine neue Werther-Mode auszulösen; (es war dies die Zeit, ab der die Fashion-Modells der internationalen Modeszene mit Calvin Kleins Kate Moss den anorexisch-nekrophilen Körperstil kreierten;) und ob dergleichen Motive die gesamte Fernseh- und Popularkultur durchzieht: Das was in vorbegrifflicher Weise mit Blick auf eine lange Tradition *Melancholie* genannt werden kann, scheint ungebrochen gegenwärtig zu sein und an Wirkungsmächtigkeit eher zugenommen als eingebüßt zu haben.

Über derlei in ein kulturkritisches Lamento zu verfallen oder arrogant die Nase zu rümpfen, ist heute eine erfreulicherweise immer weniger konsensfähige, mithin eine seltener gewordene Reaktionsweise; sind doch die ideologiekritischen Zeiten weitgehend vergangen, in denen man mit erhobenem Zeigefinger das falsche Bewußtsein des Bürgers rügte, ohne eine hinreichend überzeugende und befriedigende Alternativpraxis aufbieten zu können. Denn was man damals nicht wußte: Auf der Betrachtungsebene der individuellen Mediennutzung ist jedes "Symptom" als eine persönliche Leistung der Lebensbewältigung anzusehen, die Respekt verdient. Sich auf einer zweiten, systematisch-strukturanalytischen Betrachtungsebene über die traumatologischen Hintergründe dieser soziokulturellen Äußerungsformen von Schwermut und latenter Suizidalität Sorgen zu machen, ist deshalb keineswegs gegenstandslos geworden. Dies zumal – und darum soll es im folgenden gehen –, wenn der geisteswissenschaftliche Sektor, in dessen Aufgabenbereich diese Sorgen eigentlich fallen, zum Teil ganz analoge Neigungen der Melancholie aufweist und sich eine großer gemeinsamer Nenner, mithin eine Kollusion, der schwermütigen Denk- und Rezeptionsstile abzeichnet, wo doch eigentlich kulturkritische Praxen der Analyse, Aufklärung und Moderierung entwickelt werden sollten. Schon bei flüchtigem Blick in die akademischen Veröffentlichungen des ausgehenden Jahrzehnts auffällt, ist das nach wie vor ungebrochene und

¹ Denn diese Filme [*Prozac Celluloids*] sind höchstens Verkaufsförderung [für Prozac]. Denn Filme, die Depression ästhetisieren. Die die Sehnsucht wieder als Ziel definieren. Als wünschenswerten Zustand. Diese Filme verführen in diese depressive Sehnsucht. Verführe in affirmative Passivität, die dann Prozac brucht, weiter zu funktionieren." (Marlene Streeruwitz: *Der große Traum*. In: *Die Zeit* 26/1997)

zunehmende geisteswissenschaftliche Interesse an der Melancholie-Thematik, so daß sich der Verdacht einstellen mag, dieses Interesse sei in seiner ganzen Motivation als ein rein historisches Bemühen um begriffsgeschichtliche Klärung nicht hinreichend erklärt.² Dabei läßt vor allem schon die Tatsache aufhorchen, daß es die Melancholie als Thema und Konzept der Geisteswissenschaften vermochte, sich in einer begrifflichen Nischenposition zu erhalten/konservieren. Denn in den für sie primär zuständigen Wissensfeldern der Psychologie und der Psychoanalysen ist sie längst zugunsten von präziseren Konzepten, z.B. dem der manisch-depressiven Affektschwankung, der narzißtischen Störungen oder der Blockierung von Trauer- und Ablöseprozessen, aufgegeben worden, so daß dort die Melancholie eigentlich keinen eigenständigen systematischen Ort mehr beansprucht.³ Freilich ist diese geisteswissenschaftliche Nischenexistenz der Melancholie mit einer nicht ganz uneigennütigen Ambition besetzt, denn sie wird dort als ein besonderes "Element einer Gefühlstheorie der Erkenntnis" reklamiert, als deren Quelle sich dann folgerichtig der philologische Sachwalter selbst begreifen darf (Kardorff 267). "In der Kunst", so stellt Kardorff mit Sarah Kofman fest, "liegt damit eine unaufhebbare Trauer der Nichterreichbarkeit der von ihr intendierten Utopie" (275). Die Erklärung einer ontologischen Letztgültigkeit von "Kunst", und zwar als "Trauer" und "Nichterreichbarkeit", tritt umso entschiedener auf, als sie sich der nachvollziehbaren Legitimation und einer genauen qualitativen Beschreibung der je wirksamen "Utopie" sowie der Begründung ihres Vergeblichkeits-Anspruchs konsequent entzieht. In dieser geisteswissenschaftlichen Weise mehr evoziert als definiert, hat Melancholie gerade auch als lebensweltlich-psychologisches Phänomen eigentlich keine anderen und subtileren Gründe als "die radikale [Selbst- und Welt-]Erkenntnis", die freilich nicht jedem, sondern nur den feiner fühlenden Subjekten gegeben ist. Und daß sich die Ahnung von "gesellschaftlichen Umbrüchen" und Aufbrüchen in diesen Subjekten und ihrem "Bewußtsein in ihren Konsequenzen zuerst und radikal eröffne[en]" (274) und sie deshalb eine spezifische "Spannung" auszuhalten haben, wird zumindest implizit als eine Auszeichnung der literarisch qualifizierten Person vor anderen verstanden.

xxx Kobayashis *Melancholie und Zeit* im Lichte der Beziehungsanalyse

²Vgl. hierzu auch Ernst von Kardorffs *Anmerkungen zum neuerwachten Melancholie-Diskurs* (bes. 265) und Glatzel (89).

³Keines der einschlägigen Hand- oder Wörterbücher zur Psychoanalyse (Laplanche/Pontalis [*Das Vokabular der Psychoanalyse*], Moore /Fine [*Psychoanalytic Terms and Concepts*], Loch [*Die Krankheitslehre der Psychoanalyse*], Nagera [*Psychoanalytische Grundbegriffe*] Peters [*Kindlers "Psychologie des 20. Jahrhunderts"*]) verzeichnet einen eigenständigen Eintrag zur Melancholie. Lediglich Loch enthält einen Eintrag *Melancholie bzw. depressive Psychose* (242ff.), in dem jedoch der Begriff der Melancholie praktisch nicht mehr auftaucht. Auch ein Sachbuch, wie das von Jacobson (*Depression*) enthält lediglich ein Kapitel mit der Überschrift "Über den Unterschied zwischen schizophran-depressiven und melancholisch-depressiven Zuständen" (330 ff.), das über Freuds Begriff nicht hinausgeht. Zum Verschwinden des Melancholie-Begriffs in der Psychopathologie vgl. Glatzel 88ff.

Umso mehr Beachtung verdient es, wenn vor kurzem eine *kulturwissenschaftliche* Erörterung der Befindlichkeiten und Wahrnehmungsweisen von sogenannten "melancholischen" Zuständen zu überaus nüchternen Einschätzungen gelangt, hebt sie sich doch damit deutlich von jener auch im intellektuellen Bereich landläufigen Verklärung des Melancholischen ab. Es wird deshalb sicherlich kein Zufall sein, daß diese Arbeit von Toshiaki Kobayashi in interdisziplinärer Weise nicht nur aus philosophischen, sondern vor allem auch aus relativ entlegenen Quellen der phänomenologisch orientierten und der japanischen Psychiatrie schöpft. (Tellenbach, Blankenburg, E. Straus, Kloos, v. Gebattel, Binswanger, Bleuler, Minkowski, Finke; vor allem der japanische Psychopathologe Kimura, der in Heidelberg mit Tellenbach zusammengearbeitet hat.) In dieser Perspektive begreift Kobayashi Melancholie als affektive Ausdrucksform von Leidenserfahrung und Selbstblockierung, die sich im ersten Zugriff als Schuldgefühl, manisch-depressive und aggressive Stimmungsdynamik etc. äußern mag (14), die sich selbst jedoch nicht immer oder nicht in ganzer Klarheit als Leiden wahrnehmen kann. Trotz und gerade weil also der Blick des Melancholikers unablässig in die Vergangenheit gerichtet zu sein scheint, zeugt seine Sichtweise deshalb keineswegs notwendigerweise von kognitiv-affektiver Reichhaltigkeit. So ist er in der Regel kaum imstande, die traumatische Interaktionserfahrung, die seine Stimmungslage frühsozialisiert hat, gegenwärtig erleben/erinnern und durcharbeiten zu können. Kobayashis Arbeit unterstreicht diese allgemeinen und wenigstens in der psychopathologischen Literatur weithin gesicherten Befunde über die psychoaffektiven Befindlichkeit wie die der Melancholie, indem er sich besonders auf den Aspekt des Zeiterlebens konzentriert. Er führt aus, wie zur "Schwierigkeit bzw. Unmöglichkeit des Vergessens" (14) und der "Entgeschichtlichung der Existenz" (95, 98ff.) die seltener bemerkte Tatsache hinzukommt, daß die Erfahrungsdimension der Zukunft "ausgeschaltet" ist. Nicht etwa, daß der Melancholiker den Begriff der Zukunft nicht reflektieren könnte; er vermag dies mitunter sehr wortreich zu tun, und eine von Kobayashi zitierte Patientin stellt fest: "Ich kann schon an ein Morgen denken" (174). Worauf Kobayashi insistiert, ist vielmehr das Fehlen jener genuinen Zukunftsdimension, die er mit Lévinas die "authentische Zukunft" nennt und die eben keine schon vorher vorgestellte und entworfene ist, sondern vielmehr eine, die "uns überfällt" (174) und die unausweichlicher- und glücklicherweise eine völlig offene und uneinsehbare Erfahrungsperspektive eröffnet. Sie müßte mit Lévinas als etwas "Unbekanntes" und "Unsagbares" bezeichnet werden, soll sie nicht "verdinglichte Zukunft" sein und zur "bloßen Projektion der Vergangenheit" werden (Kobayashi 173). Genau diese authentische Zukunft kann der Melancholiker laut Kobayashi trotz seines tiefgreifenden meditativen Habitus und trotz seiner sprachlichen Produktivität nicht wirklich wahrnehmen und also auch nicht beschreiten; und so fährt jene zitierte Patientin fort, indem sie eine ganz grundsätzliche Veränderungsblockierung formuliert: "Ich kann mir geistig kein Morgen denken". Die grammatische Zeit des melancholischen Empfindens ist auf das depressive Futur II des immer schon Vergangenen eingeschränkt und gerinnt zu einem ewig wiederkehrenden und ewig gestrigen *Es-wird-geschehen-Sein*. Derlei Zusammenhänge müßte eine intellektuelle Schriftkultur, die einem literarischen Ideal der meditativen Sprachschöpfung anhängt, betroffen machen und zu einem differenzierteren Blick auf ihre eigenen Produktions- und Verkehrsweisen sowie deren Veränderungsfähigkeit anregen;

dies zumal ein Urtext der kulturwissenschaftlichen Beschäftigung mit der Memancholie die problematische Fragilität und Grandiosität des melancholischen Habitus durchaus beschrieben hat (xx). In seiner ganzen, nicht mehr ästhetisierbaren Fatalität zeigt sich diese Disposition, wenn eine schizophrene Patientin tatsächlich "das, was in der Zukunft geschehen soll, als bereits erlebt [betrachtet]. Für sie liegt die Erwartung nicht in der Zukunft, sondern in der *Vergangenheit*" (Kobayashi 178); eine zutiefst bedauerliche Position, die unter Umständen zur Folge hat, daß die Person beim Angebot eines offen strukturierten Dialogs – sei es im literarischen oder lebensweltlichen Bereich – dem Zwang verfällt, sich aggressiv zu verschließen.

Umso angemessener und begrüßenswerter ist es, daß Kobayashi gerade als Kulturwissenschaftler diese mißliche Position des Selbst keinen Moment lang als berückend-inspirativen Zustand einer zeitlosen Muße im Hier und Jetzt mißverstanden wissen will. Denn daß der zukunfts- und eigentlich auch vergangenheits- und gegenwartsentleerte Blick des Melancholikers keineswegs zwingend unproduktiv verbleibt und sogar erstaunliche Mengen und insistente Gesten der Textproduktion aufweisen kann, mußte freilich gerade in den Text- und Geisteswissenschaften zu Mißverständnissen darüber verleiten, in welchem Maß diese Akte der Kunstschöpfung als bewundernswert, kulturschaffend, vorbildlich, zuträglich etc. anzusehen sind. Deshalb mag - wie sich weiter unten genauer zeigen wird – eine intellektuell und geistig inspirierte Person des Denkens und Lesens unter Umständen damit zu liebäugeln beginnen, worüber Kobayashi als desillusionierter Kulturwissenschaftler der Psychatriegeschichte zu sagen weiß: "quälende Langeweile", ein unstillbarer Zwang zur Arbeit und Leistung sowie eine Obsession für unnachgiebige Ordnungsbildungen gehört zu den nur selten eingestandenen Hypothesen dieser dunklen Muße. Hinzu kommt ein persistierendes "Schuldgefühl" der fatalen "Unwiderruflichkeit", in der "die Zeit zwar vergangen, die Vergangenheit als Anklage aber noch gegenwärtig [ist]" (168) – eine Befindlichkeit, die sich bis hin zur "Suizid"-Neigung verfestigen kann (176).⁴ Zwar mögen die Artefakte einer genialen kulturschaffenden Sprachgewalt gerade auch mit Blick auf die Befindlichkeit des Autors in jedem Fall der wortlosen Leidensgeste vorzuziehen sein. Jedoch scheint die über-individuelle Frage, welche Art Kultur da geschaffen wird und wie weit man

⁴ Ein Stück weit scheinen die geisteswissenschaftlichen Wertungsgepflogenheiten auch Kobayashi einholen zu wollen, wenn er in Henri Bergsons Begriff der "reinen Dauer" eine innerphilosophische Alternative zum melancholischen Gedankenwelt sieht und ihr ein differenz- und zukunftsfähiges Bewußtsein konzidiert (130). Denn wenn Bergson diese "Dauer" an dem Gefühl dessen mißt, "wie die verschiedenen Teile unseres Wesens ineinander eingehen [...]", ist doch ein neo-romantisches und entdifferenzierendes Ganzheitsphilosopheme der Reinheit und Endlosigkeit wirksam, das dem Affektschicksal des bitter-süßen Ganz-Gefühls der Melancholie strukturanalog ist. Zusammen mit der Abspaltung der Trauer im Intrapychischen ist dieser Gefühlslage die Neigung eigen, im Interpsychischen alle Manifestationen des Gegenteils von Reinheit zu verdrängen, also gewissermaßen jenen Schmutz, der anfällt, wo die empfindliche "Dauer" durch die Aufdringlichkeiten der sozialen Lebenswelt gestört ist. Entsprechend vitalistisch und aggressiv formuliert Bergson den Vergleich: "[...] wie unsere gesamte Persönlichkeit sich in einem Punkt oder besser in einer Spitze zusammenfaßt, die sich – sie ohne Unterlaß aufreißend – in die Zukunft einbohrt" (Kobayashi 130). Eine dermaßen reißennde, zuspitzende und bohrende Allegorie der "reinen Dauer" kann so rein und unschuldig eigentlich nicht sein und trägt deutliche Zeichen des Manisch-Aggressiven, das die depressive Melancholie komplementär ergänzt.

institutionellerseits gehen sollte, dem melancholischen (und dem enthusiastischen) Schöpfungsgestus auch eine stil- und normsetzende Priorität einzuräumen, gerade in den Geisteswissenschaften – soweit sie überhaupt als Problem gesehen wird – vollkommen unentschieden zu sein. Es ist hier gewissermaßen die Frage der psycho-ökologischen Nachhaltigkeit des Habitus der gedankenschwer-ästhetischen Sinnstiftung, die eine verwirrende Provokation stiftet. Kobayashi's Schlußsatz jedenfalls zeichnet sich durch Abklärung aus: "Die Melancholie ist also keineswegs die schöne und romantische Krankheit, als die sie in der langen Geschichte der Menschen so oft beschrieben worden ist" (176).

xxx

Wenn Kobayashis Arbeit auch kurz auf Goffmans und Meads Begriffe der Rollenidentität verweist und Kraus' eindruckliche Beschreibung des "Melancholikers" als "Überidentifizierung mit dem Rollenverhalten" bzw. als mangelnde Selbst-Distanz, ferner als Mangel an Humor und als Überschuß an defensiver Freundlichkeit wiedergibt, geht er – in allerdings nur knapper Weise – auf den sozialpsychologischen Aspekt des melancholischen Verfahrens der Leidensartikulation ein, die in geisteswissenschaftlichen Perspektiven wenn nicht unterschlagen, so doch häufig unterbelichtet bleiben. Während Kobayashi die Frage nach den spezifischen mikro-sozialen Traumatisierungen hinter den hochsubtilen Erscheinungsweisen einer lebensweltlichen und/oder literarisch-elaborierten Melancholie nicht weiter verfolgt (91ff.), bleibt er jedoch, und dies hebt seine Arbeit heraus, für eine Objektverhältnis- und Beziehungsanalyse anschlussfähig, in deren Aufgabenbereich die traumatologische Fragestellung ja zunächst fällt und die nach weiterer Auskunft darüber befragt werden sollte, um was es sich bei jener literaten Melancholie eigentlich handelt. Denn wo Kobayashi am Ende seiner Arbeit mit Lévinas resümiert: "Die Zukunft, das ist das andere. Das Verhältnis zur Zukunft, das ist das eigentliche Verhältnis zum anderen" (173), ist in nuce eigentlich eine beziehungsanalytische Feststellung getroffen worden, die es auszuführen gilt.

Die systemische Beziehungsanalyse ist hier umso mehr aufgerufen beizutragen, als die mikro-sozialen Traumatisierungen hinter affektiven Störungen wie der der Melancholie, d.h der (manisch-)depressiven und nerzißtischen Affektstörung vor allem in früher Zeit angesetzt werden müssen sind; zudem sind sie meist nicht von brachialer, sondern von struktureller Natur und erfolgen in subtilen Interaktionsformen der Gewalt/Übergriffligkeit. Dadurch sind sie der durcharbeitenden Erinnerung nur schwer zugänglich und dementsprechend disponiert, übersehen oder verklärt bzw. ästhetisiert zu werden. Der psychoanalytische Theoretiker der frühen Objektbeziehung, Christopher Bollas, unterstreicht diese Tatsache: "Denn in gewissem Sinn lernen wir die Grammatik unseres Seins, ehe wir die Regeln unserer Sprache begreifen" (15). Und dies betrifft in besonderem Maße die Perspektive der präverbalen "Stimmungen", denn ihre "Grammatik" ist bereits melancholisch justiert, bevor sich überhaupt ein intellektueller Stil des Denkens ausprägt und der schwere Gedanke zu elaboriertem Ausdruck finden kann. In den "Stimmungen" begegnen die früheren "ungedachten" Positionen und Beziehungen des Selbst, die sich um ein unbewußtes "konservierendes Objekt", d.h. um einen fest fixierten "Seinszustand", zentrieren (83) und somit gewissermaßen hinterrücks das vermeintlich autonome Denken und Fühlen bis in seine

höchsten Abstraktionsgrade lebensgeschichtlich prägen. Die Empfindungs- und Handlungs-Grammatik des Menschen (und gerade auch des literarisch disponierten Menschen) besteht also aus seinen "frühesten Beziehungserinnerungen", die laut Bollas in vorbegrifflichen Zonen des psychosomatischen *Körpergedächtnisses* (58) eingelagert sind und die der einzelne unwillkürlich in verschiedentlichen und in für andere (und sich selbst) oft unverständlichen Handlungsformen und Gedankenfiguren re-inszeniert.⁵ Es ist die Nichtartikulierbarkeit des interaktionelle Anlasses, die jenen fatalen Konservierungsstoff in die Handlungen und Äußerungen trägt, so daß sie zu melancholischen "Stimmungen" im geisteswissenschaftlichen Verständnis werden: "In Stimmungen [...] ist etwas aufbewahrt, das einmal war, und nicht mehr ist. Ich nenne diese in der Innenwelt gespeicherten Erfahrungs-Erinnerungen ein konservierendes Objekt, [...]". Und diese *abwesende Ursache* (Althusser) der Konservierung, d.h. die "Erinnerung", die "nicht mehr ist" und also nicht mehr habhaft ist, dürfte im Zweifelsfall zunächst nicht so sehr in den literarischen als in den sozialen Umfeldern der Person zu suchen sein. Haben sich doch die konservierenden Strukturen "in der Innenwelt eines Menschen unversehrt erhalten", weil sie an die "unabgeschlossene" und vergebliche "Auseinandersetzung" des Selbst mit bestimmten Aspekten der "frühen Umwelt geknüpft" sind (122).

Wenn es also richtig ist, daß das ganz "persönliche Idiom der mütterlichen" und freilich auch der milieubedingten "Betreuung" "eine Ästhetik des Seins" erzeugt, die zum "Grundzug des Selbst" im Kind und Erwachsenen wird, dann betrifft dies auch den Typus des sich als melancholisch erfahrenden Menschen. Auch die gedankenschwere und tatenarme Geistigkeit einer "Kunst" von idealistischer Provenienz, die, wie oben angemerkt, im ontologischen Gestus eine "unaufhebbare Trauer der Nichterreichbarkeit" konstatiert und dabei für den eigenen Standpunkt die große "Konsequenz [und] Radikalität [des] Bewußtseins" beansprucht, ist nicht autonom und sozial voraussetzungslos, so sehr sie selbst zu dieser Annahme neigt. Vielmehr ist sie in einer speziellen "Ästhetik des Seins" und Denkens verankert, die an unbewußte, "konservierende Objekt" gebunden bleiben wird, solange sie die je persönlich-affektiven und beziehungs-dynamischen Bedingungen ihres Lesens und Schreibens nicht wahrnimmt und reflektiert. Was also im literarisch oder philosophisch denkenden Melancholiker so insistent auf der Kontemplation von Sprache besteht (oft in ausdrücklicher Abwendung von den in die Sozialgeschichte ausgelagerten "Lebenswirklichkeiten"), tut dies auch deshalb, weil dieser vorsprachliche Bereich der "Stimmungen", die wir erlernen, "ehe wir die Regeln unserer Sprache begreifen", nicht nur schwer zu erschließen ist, sondern aus Gründen der Abwehr – selbst innerhalb des Schutzraumes literarischer Texte – nur ungern ganz ausgelotet wird. Denn das Sein verstimmt das Bewußtsein, und ganz besonders das etablierte literarische Bewußtsein. Und selbst wo dieser Zusammenhang, wie z.B. in Hölderlins Dichtung und deren vielfältige Rezeption, tief geahnt wurde, läuft er letztlich

⁵ Schon Habermas hatte, über den orthodoxen Freudianismus hinausgehend, aber freilich noch in Unkenntnis der zunächst auch innerhalb der Psychoanalyse marginalisierten Objekttheoretiker, gefordert, die psychoanalytischen "Hypothesen über Triebchicksale durch Angaben über Interaktionsgeschichte und Identitätsbildung" zu ersetzen [570]. Er votierte für ein sozialisationstheoretisches "Modell der Beziehung zwischen Subjekt und Objekt", mithin für eine Beziehungstheorie.

doch einer emphatischen Literaturauffassung zu, der der Kontakt mit den Erfahrungen jener frühen Beziehungs-Grammatik eher verloren geht, als daß er schreibend oder lesend-interpretierend erschlossen würde. (Man denke z.B. an Empedokles' programmatisch-poetologischen Ausruf: "Kennt ihr der Götter Stimme nicht? noch eh' / Als ich der Eltern Sprache lauschend lern', / Im ersten Othemzug, im ersten Blick / Vernahm ich jene schon und immer hab' / Ich höher sie, denn Menschenwort geachtet" [FHA XIII, 747]. Die literarische Anrufung einer glorifizierten Gottheit erfolgt in dezidiert abgewandter Weise von den frühen Erfahrungen der "Eltern Sprache". Und das allgemeine Betriebsklima der Philologien ist wenig disponiert zu tun, was dem Autor sicherlich nicht abverlangt werden kann, und z.B. für diese Passage mit Bollas davon auszugehen, daß "Stimmungen oft die existentielle Niederschrift eines Moments [sind], in dem zwischen dem Kind" und seinem familiären und lebensweltlichen Umfeld "etwas in die Brüche ging" (128).

Was als affektive Stimmungslage so tief unter der Sprachebene ins Körpergedächtnis eingelassen ist, wird also gerade in den mißlichen seiner psychodynamischen Funktionen für das Selbst nicht leicht nachzuvollziehen und aufzuklären sein. Denn der unvordenklichen "Stimmung" fällt eine unwiderstehliche Verführungskraft zu, die sich um ihrer selbst willen durchzusetzen suchen wird und die Person gerade auch in ihrem intellektuellen und literarischen Engagement "ewig hinanziehen" wird. Dabei ist die Produktion von symbolischem Ausdruck ja dadurch keineswegs zum Stillstand gebracht, daß das "Symbolisierungsvermögen" des Kindes den frühen "Selbst-Erfahrungen nicht gewachsen war" (bzw. das soziale Milieu nicht menschen- und kindgerecht verfuhr; [Bollas 122]); es wird evtl. sogar eine überschießende, bereits quantitativ respektheischende und unter Umständen "hypertrophe" Sprachschöpfung im Sinne Winnicotts erfolgen. Die textkritische Herausforderung besteht darin, dieses "ewige" und statische Moment des Konservierten/-enden und des Unversehrt-erhalten-Bleibens (Bollas 122) – auch des Wiederholungszwanghaften –, gerade weil es in "Tätigkeit" immer "strebend sich bemüht", nicht unbesehen als fraglos zuträgliche Kreativität zu (miß)verstehen. Freilich muß die Unsicherheit hinsichtlich der interaktionellen (intra- und interpsychischen) Qualitäten der verschiedenen Praxen von Kreativität solange wahren, als keine qualitativen Bestimmungskategorien für eine kulturkritische Einschätzung des je spezifischen Äußerungsmodus vorliegen. Diese Bestimmungskategorien zu entwickeln und den Grad der Beziehungs- und Rückkopplungsfähigkeit zu eruieren, den der sprachliche Ausdruck gegenüber seinen inspirativen, aber vergessenen "Selbst-Erfahrungen" aufweist, wäre die Aufgabe einer beziehungsanalytisch avancierten Kulturwissenschaft. Denn einzig diese Frage erlaubt Aufschluß über Qualität und Ausmaß der melancholischen oder anderweitigen affektiven Befangenheit in der je spezifischen "Tätigkeit" des "strebenden Bemühens", und das heißt letztlich: über das Ausmaß der Abspaltung von Erfahrungsbereichen und -qualitäten aus den Handlungsvollzügen, auch aus denen der (literarischen) Verbalisierung.

xxx

Es geschieht also aus dem immer noch und wieder zunehmend gegebenen Anlaß eines spezifisch literar-ästhetischen Habitus von bildungsbürgerlicher Provenienz, wenn der

historisch und inhaltlich wenig exakte Begriff der Melancholie hier eine nüchterne beziehungsanalytische und bindungstheoretische Definition erfahren soll. Auf dem größten gemeinsamen und beziehungsanalytisch aktualisierten Nenner der psychopathologischen Melancholie-Begriffe wäre dahingehend festzuhalten: In deskriptiver Hinsicht sind es im wesentlichen zwei Aspekte, mittels derer die melancholische Befindlichkeit in einer interdisziplinär konsensfähigen Weise beschrieben werden kann: (1) die Vagheit der affektiven Qualität als solcher und (2) die Vagheit des Bezugs zwischen dem Affekt und seiner spezifischen Referenzen innerhalb des lebensweltlichen Erfahrungsbereichs. Denn es handelt sich bei der Melancholie um einen Affekt, der sich gewissermaßen im unklaren darüber ist, wie er sich fühlt, bitter oder süß (deshalb immer bitter-süß); und es ist ihm, je mehr er ein melancholischer und kein trauernder Affekt ist, unklar, auf welches Ereignis/Erlebnis er sich eigentlich bezieht, d.h. was genau in der Umwelt sein genuiner Anlaß ist.⁶ (Analoges trifft freilich auch auf andere Mischgefühle, z.B. das der Lustangst zu.) Diese strukturelle Vagheit der melancholische Befindlichkeit, die freilich keineswegs auf die affektive Ebene im engeren Sinn begrenzt ist, sondern immer auch die kognitiven Vollzüge betrifft⁷, ist als Konsequenz und Ausdruck von mikro-sozial traumatischen Interaktionsformen zu verstehen. Es mag sich dabei um Interaktionsformen der mehr oder weniger fürsorglichen Belagerung des (aufwachsenden) Individuums durch die Übergriffligkeiten des familiären und/oder gruppenspezifischen Umfelds handeln, die seinen legitimen Anspruch auf empathisch-abgegrenzten "Kontakt" verletzen.⁸ Jedenfalls werden diese mikro-sozial traumatischen Interaktionsformen gerade dort, wo sie – wie zumeist – nicht akut, sondern unsichtbar-strukturell bestimmend sind, auch das soziokulturelle Milieu der Makroebene nachhaltig prägen, so daß sie

⁶ Auch Friedrich begreift die Melancholie als Situation, die veranlaßt ist, "traurig zu sein, ohne wirklich zu wissen warum" (Friedrich 45).

⁷ Wenn man Melancholie als komplexe Beziehungsstruktur versteht, die auf alle Selbstfunktionen ausstrahlt, und sie an der Beziehungsanalyse (Thea Bauriedl) mißt, ist die affektive (Un-)Fähigkeit zu trauern, sich zu freuen etc. der kognitiven (Un-)Fähigkeit der Ambivalenz- bzw. der Ambiguitätsverarbeitung komplementäre beigeordnet. Ambivalenz-Fähigkeit liegt dann vor, wenn eine Person bzw. eine soziale Handlungsszene über die Möglichkeit verfügt, Erfahrungen der Ambivalenz oder Zwiespältigkeit, also der situativen oder allgemeinen Wertungsunsicherheit, zunächst einmal als solche zu erleben (evtl. auch auf der Ebene von Neugierde und ästhetischem Genuß zu rezipieren) und dann in einer Weise zu integrieren, daß die Handlungs- und Wahrnehmungs-Fähigkeit in seiner Reichhaltigkeit nicht nachhaltig beeinträchtigt ist. Der affektiven Vagheit der Melancholie als entdifferenziertes Mischgefühl (einer bittersüßen Leid-Freude) entspricht also die kognitive Diffusion der Ambivalenz und der Ambivalenzabspaltung. Ein Indiz von Ambivalenzabspaltung liegt z.B. dann vor, wenn die Wahrnehmung/Wertung der Person in binär-oppositionellen Polarisierungen strukturiert ist, so daß der eine Pol pauschal diffamiert und der andere pauschal idealisiert wird; ferner wenn im Denken der Person Entweder-oder-Prozeduren dominieren und nur kaum Sowohl-als-auch-Prozeduren zu verzeichnen sind; denn nur die zweitere dieser basalen Prozeduren erlaubt es, zunächst ambivalent erfahrene Phänomene in zunehmend differenzierter Weise wahrzunehmen und in die Wahrnehmungs- und Handlungssteuerung zu integrieren.

⁸ Vgl. Bauriedls Begriffe der Ambivalenz, Doppelbindung, Spannungstoleranz vs. Entdialektisierung sowie des dialektisch-emanzipatorischen Prozesses der Therapie: "Fortentwicklung von Beziehungsstrukturen [ist] nur im Kontakt", d.h. in der "doppelbindungsfreien, Spannung aufnehmenden Beziehung" möglich (Ebd. 55).

u.U. normativen Rang erhalten und eine idealisierende Ästhetisierung erfahren. Die psychosozialen Folgekosten solcher affektiven Milieustrukturen sind nicht niedrig anzusetzen. Denn auch wo sie keine gravierenden oder offensichtlichen Dysfunktionen zeitigen, sondern lediglich eine "Geisteshaltung" mit spezifisch affektiver (evtl. melancholischer) Tönung hervorbringen, wird nichtsdestoweniger ein hoher Bedarf an sekundärer Selbst- und Gruppen-Stabilisierung entstehen. Als eine der erwartbaren Konsequenzen einer solchermaßen vagen und/oder manisch-depressives Affektslage wäre z.B. auf die paradoxen Kommunikationsformen der Doppelbindung und Mystifizierung zu verweisen,⁹ mittels derer es dem Selbst bzw. dem Kollektiv möglich ist, die eigene affektive Desorientierung unvermerkt nach außen zu projizieren und dem sozialen Umfeld aufzuerlegen. Deshalb werden sich in der für die melancholische Stimmung konstitutiven Vagheit, die den Verlust des Kontakts zur traumatischen Erfahrung hinter dem schweren Gedanken anzeigt, ganz unausweichlich auch aggressiven Ausschluß- und Grenzziehungsimpulse äußern, die – literarische Produktivität hin oder her – zum Aufbau von destruktiven Potentialen beisteuern.

xxx Die Melancholie und die Geisteswissenschaften

Die ursächlichen Zusammenhänge und fatalen Konsequenzen der doch im ganzen recht alltäglichen, aber nichtsdestoweniger der Tendenz nach pathogenen Interaktionsmechanismen der Doppelbindung und Mystifizierung sind eigentlich schon in den 70er Jahren von Gregory Bateson, Paul Watzlawick u.a. hinlänglich bekannt gemacht worden und inzwischen von Thea Bauriedl beziehungsanalytisch aktualisiert worden. Jedoch: So vielfach gesichert dieses Wissen in einzelnen Sektoren der Psycho- und Gesellschaftswissenschaften zu sein schien, der kulturwissenschaftliche und der Bereich des gebildeten Feuilletons (aber auch der psychiatrische Bereich) haben es offensichtlich nicht in den Bestand ihres verlässlich abrufbaren Grundwissens aufgenommen. Und so konnten und können die Gedankenfiguren einer Romantik der Melancholie und anderer Formen des psychischen Leidens immer wieder neue Konjunktoren der Ästhetisierung erleben. Diese waren ja – bevor sie auch über die Relaisfunktion der Antipsychotherapie-Bewegung der 70er Jahre und des Poststrukturalismus der 80er in die Jetztzeit transportiert wurden – in vieler Hinsicht schon im Geistesleben der konservativen Andenauer-Zeit und weit darüber hinaus im 19. Jahrhundert verankert und haben deren Konzeptionen des einsamen und stets durch Wahnsinn gefährdeten Genies und dessen Habitus der melancholisch-tragischen Größe bestimmt.¹⁰ Unter Verdacht geriet die Melancholie lediglich zur Zeit der Studentenbewegung, jedoch auch dort keineswegs in systematischer und widerspruchsfreier Weise. Wolf Lepenies (1969) spricht im geschichtlichen Kontext der Melancholiediskurse der frühen Bürgerlichkeit von der "erzwungenen Hypertrophie der Reflexions-Sphäre" (83) und führt sie dann historisch gesellschaftskritisch, aber auch eindimensional verengt auf den "Ausschluß (der Bürger) von der realen Machtausübung" zurück.¹¹

⁹Lit Bateson xx

¹⁰Jochen Schmidt xx

¹¹Für eine Kritik vgl. Hans-Jürgen Schings (1977; 4, 223).

Immerhin erinnerte Lepenies daran, daß Kant in seinen *Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen* die Welt-Abstinenz ethisch positiv gefaßt hat: "Schwermüthige Entfernung von dem Geräusche der Welt aus einem rechtmäßigen Überdruße ist edel", heißt es bei Kant, und von der "ächten Tugend aus Grundsätzen" wird gesagt, sie habe etwas an sich, "was am meisten mit der *melancholischen* Gemüthsverfassung im gemilderten Verstand zusammenzustimmen scheint" (Kant in Lepenies 103). Das beziehungsflüchtige Moment dieses ästhetischen Ansatzes hat Lepenies' zutreffend akzentuiert: "Es scheint, als werde die mangelnde Affinität zum Sozius in die unbelebte Natur projiziert und dort als auch unwesentlich erkannt"; und dies bedeutet, daß bei "unbeschränkter" Möglichkeit "zur Vermeidung von Frustration sich die Natur als *Partner* anbietet", und zwar als "stumme Rezipient[in], die den Affekt-Anspruch sozusagen hör[t], [aufnimmt] und schon dadurch befriedig[t] [...]" (108). Auch für Hölderlins oben zitierten Empedokles konnte festgestellt werden, daß er sich in einem Bewußtsein des erhöhten Selbstwertes von den Menschen und von menschlicher "Sprache" und "Menschenwort" zugunsten einer imaginierten "Götter Stimme" abwandte. Abgesehen von der Einlinigkeit der historisch-politischen Folgehypothesen, zeigt Lepenies' Auswahl der Zitate ein intuitives Verständnis der beziehungs-dynamischen Natur der melancholischen Affektlage, die sich in ihrer halblauten Verzweiflung an die "unbelebte Natur" (und an die Literatur als Medium) wendet, wo es soziale Interaktionserfahrungen wahrzunehmen gelte; dabei wird aus dem Versäumnis die "ächte Tugend" gemacht, deren Brustton dann kulturelle Autorität beansprucht. Freilich war das intellektuelle Milieu der 68er-Zeit trotz und gerade wegen dieses kritischen Einspruchs vielfach durch melancholische Affekte sowie durch die ihnen entsprechende Manie geprägt, wobei hier "die mangelnde Affinität zum Sozius" nicht nur in Natur und Literatur, sondern paradoxerweise auch in die "Politik" projiziert wurde. Zumindest von der Möglichkeit eines Prinzips Hoffnung gerade auch in der Melancholie wollte man nicht lassen und hat sie in vielen Praxisformen gepflegt; war doch "Schwermut" ein "Phänomen des Gedächtnisses, das zäh dem vergebens Ersehnten, Vereitelten, Mißlungenen die Treue hält" (Mattenklotz 1968 und 1985, 11). Die moderate Formulierung läßt sich – gegen Ende der 60er Jahre – sowohl auf die Potentiale als auch auf die Verfänglichkeit jener "*melancholischen* Gemüthsverfassung im gemilderten Verstand" (Kant) ein; und durch diese Vorsicht ist zunächst wenigstens dem profunden Selbstmißverständnis des Leidensaspekts im Melancholiker vorgebeugt.

Wer jedoch annehmen würde, daß sich jeglicher melancholische Leidensaristokratismus seither in zunehmend sekulareren Zeiten selbstverständlich längst entspannt hätte, wird überrascht feststellen müssen, daß er heute auch im intellektuellen Feld mitunter sogar noch energischer vorgetragen wird. Gerade in jüngerer Zeit wird der "Melancholie" zugetraut, die "conditio humana" selbst "zum Ausdruck bringen [zu können]", wie sie heute durch den Unbill der postmodernen Unübersichtlichkeit bestimmt ist; darüber hinaus könne sie " – sieht man sie als Element einer Gefühlstheorie der Erkenntnis – selbst zu einer kritischen Haltung werden, die sich vor schnellem Handeln und ärmelaufkrämpelndem Pragmatismus verweigert, eine Haltung, die [...] zum gesellschaftlichem Scharfblick (Tiefenschärfe) werden könnte" (Kardorff 1994, 267). Unter welchen Bedingungen dies möglich sein sollte und warum die Melancholie dies in so mancher

historischen Situationen der inneren Emigration eher schlechter denn besser vermochte als andere Stimmungslagen, wird freilich nicht präzisiert; auch die spezifische Qualität die diese "kritische Haltung" von anderen unterscheidet, wird als selbstverständlich vorausgesetzt. Und soweit der so gestimmte philologische Gewährsmann der Melancholie überhaupt auf die psychiatrischen Befunde bezug nimmt, schickt er die Bemerkung voraus, daß die Melancholie dort "durch den technisch verkürzenden und rein klinifizierenden Begriff der *Depression* ersetzt" wird und damit den "radikalen Erkenntnishorizont der sich in melancholischer Gestimmtheit ausdrückenden Gefühlserkenntnis verfehlt" (Kardorff 271): "Die Psychiatisierung und Psychologisierung der Melancholie mit der Diagnose *Depression* blenden die existenziell xx erkennende Dimension der melancholischen Gemütsverfassung aus und bemühen sich um eine *Heilung* des Unheilbaren" (272). Jedes realexistierende Leiden müßte sich durch diese Ontologie des Unheilbaren eigentlich zusätzlich beleidigt sehen.¹² Ein Bewußtsein über die Kosten, die u.U. damit verbunden sein können, daß Melancholie auch im Jahre 1994 immer noch als "Zeichen von erhabenem Geist und vornehmerm Herzen" verstanden wird, wie dies Gustav Flauberts *Wörterbuch der Gemeinplätze* tut¹³, besteht nicht.

Der jüngste monographische Beitrag, das Melancholie-Buch des *Zeit*-Feuilletonisten Ludger Heidbrink (1997) ist in dieser Hinsicht besonders eklatant und schließt eher wieder an die frühe Nachkriegszeit an, als daß es über die 90er Jahre hinausweisen würde. Zwar erkennt Heidbrink das unwillkürliche Pendeln des Melancholikers "zwischen den Extremen der Manie und der Depression" (8) und räumt im allgemeinen seine ausgrenzende, "antidialektische Haltung" ein. In nicht zu überbietendem Selbstwiderspruch heißt es dann jedoch, daß diese Melancholie eigentlich "einer als Mangel empfundenen Unfähigkeit zu echter, authentischer Melancholie" entspringt; und diese eigentümliche Aussage verbindet sich mit einem alt-neuen wertkonservativen Ressentiment gegen zu heterogene und unübersichtliche Öffentlichkeiten, als Heidbrink – selbst wiederum melancholisch – hinzufügt, daß diese "authentische" Melancholie "innerhalb der liberalen Massendemokratie nicht mehr möglich" sei (11). Im selben Band schließt Micha Brumlik seinen Beitrag zum Thema Holocaust und *Trauerarbeit an der Moderne* auf denkwürdig apodiktische Weise: "(R)eflektiertes Geschichtsdanken am Ende des 20. Jahrhunderts (kann) nicht anders denn melancholisch sein," und die schnöde Mißachtung dieser Melancholie "indiziert nichts mehr und nichts minder als den Aufbruch in eine neue Barbarei" (230). xx Wer noch einen Zweifel haben konnte, daß die Mahnung an die Opfer von Gewalt und Trauma selbst gewaltsam strukturiert sein

¹² Dies freilich nur, wenn es reflektiert genug ist, der leidensaristokratischen Verführung zu widerstehen, die wiederum am besten mit Hölderlin angesprochen ist. Wenn nämlich dessen Pausanias dem Empedokles entgegnet: "Hab ich nicht *Laid* genug, wie du, in mir / Wie möchtest du mich noch *belaidigen!*", dann handelt es sich bei diesem Streit eigentlich um "Ehre", und der Satz ist vorangestellt: "Und gönne du die Ehre mir, die mein ist! / (FHA XIII, 938; Herv.H.W.).

¹³ München 1985; zit. nach Kardorff (273). Daß sich nicht nur in den Geisteswissenschaften, sondern auch innerhalb der (anthropologisch orientierten) Psychopathologie eine Melancholie der Melancholie zu äußern vermag, die den Verlust des klinischen Begriffs beklagt, läßt sich an Glatzel ablesen, der moniert, daß "wesentliche Aspekte dessen, was früher Melancholie hieß, in den letzten hundert Jahren psychiatrischer Wissenschaftsgeschichte verlorengehen" (90) und kaum eine "Ahnung davon zu gewinnen [ist], wie weit, wie bunt und wie fruchtbar diese Feld ist" (89).

könnte, findet in diesem Verfahren einer in Eifer umschlagenden Melancholie den Nachweis. Wo Brumlik alle nicht-melancholischen Bewußtseinsformen am Ende der 90er Jahre a priori als "Barbarei" diffamiert – mithin die alte Parole "Marxismus oder Barbarei" zu einem entschiedenen "Melancholie oder Barbarei" konvertiert, wird Traumatisierung nicht bearbeitet, sondern weitergereicht oder – um mit den Worten der hier angefeindeten zeitgeschichtlichen Vergangenheit zu sprechen – perpetuiert; und dies geschieht hier auf höchstem intellektuellen Niveau. Demgegenüber nimmt sich eine verzeihlich leicht dahingesprochene Äußerung, die z.B. der eine Generation jüngere deutsche Autorenfilm-Regisseurs Andreas Kleinert über seine Filmästhetik macht, beinahe charmant aus: "Ich bin für sinnliche, ehrliche Traurigkeit und Melancholie. Das kann ein sehr schönes Gefühl sein" (*Der Spiegel* 19/1999). Das Problembewußtsein hinsichtlich der Implikationen eines Kulturentwurfs von melancholischen, d.h. inhaltlich und modal unspezifischen Mischaffekten und der ihnen eigenen Aggressions-Hypothek, ist jedoch auch bei Kleinert keineswegs höher zu veranschlagen.

xxx

Als zentrale literarhistorische Referenzfigur eines solchen anti-barbarischen Verständnisses von Melancholie bietet sich der oben bereits erwähnte Friedrich Hölderlin an, dies zumal Hölderlin wie kein anderer als ein gemeinsamer Nenner der unterschiedlichsten Milieus des intellektuellen und kulturellen Lebens dieses Jahrhunderts gelten kann (beginnend bei den *ästhetischen Fundamentalisten* um Stefan George und der im weitesten Sinn deutschnationalen bzw. nationalsozialistischen Emphase, aber auch bei Brecht und den Exilanten, über den Nachkriegskonservatismus und -humanismus, den Linksliberalismus der 68er, die Antipsychotherapie- und Ökologiebewegung bis hin zum Poststrukturalismus). Gerade Hölderlins Heiler-Lehrer Empedokles stellt einen im wesentlichen melancholischen Intellektuellen mit nichtdestoweniger kaum verholenen politischen Führungsanspruch dar. Obwohl die melancholischen und narzißtischen Handlungsmuster sowie das Leiden an ihnen im Drama eindrücklich zum Ausdruck kommen, Hölderlin selbst bzw. der implizite Textautor erkennt es nicht als solches, zumindest nicht in seiner ganzen Tragik/Traumatik und (Selbst-)Destruktivität und beschreitet die Wege der Ästhetisierung und leidensaristokratischen Stilisierung dieser fatalen Befindlichkeiten: "was du littest / Das leidet kein Knecht" (FHA XIII, 836). Als Empedokles für einen flüchtigen Moment in den tatsächlichen Abgrund seiner suizidalen Verzweiflung blickt, beschwört er jene domestiziert melancholischen "Schmerzen", die "lächelnd / Die fromm genährt, an traurigfroher Brust / Wie Kinder liegen" (FHA XIII, 636). Über Panthea weiß er gleichermaßen melancholisch zu prognostizieren: "[...] bei den edeln Schatten wird / Das Laid entschlummern, das geheim sie hegt / In frommer Brust" (FHA XI, 721). Dementsprechend ist sein Kulturentwurf der "neuen männlichern" und "glücklichern Saturnustage" eine Vision, in der man der "vergangne[n] Zeit" gedenkt und "dann erwärmt / Am Genius der Väter Sage wieder[lebt]", wenn "[z]um Feste [...] die vergessene / Heroenwelt vom Schattenreich herauf[steigt]": "Und mit der goldnen Trauerwolke lagre / Erinnerung sich, ihr Freudigen! um euch –" (FHA XIII, 747), dies freilich, nachdem Empedokles nur kurz vor diesen als sein *Vermächtnis* in die Literaturgeschichte

eingegangenen Wendungen in doppelbindender Weise und entgegen allem späteren Erinnerungspathos forderte: "Was ihr geerbt, was ihr erworben [...] / Vergeßt es kühn [...] wie Neugeborne" [FHA XIII, 745]). Die laue Wärme dieses "goldenen" Schmerzensausdrucks will den Durchgang zu derjenigen traumatischen Erfahrung, die sie subkutan bewegt, nicht beschreiten. Das "konservierende Objekt", das mit Bollas im Hintergrund der melancholisch fixierten Befindlichkeit angenommen wurde und das freilich immer nicht-substantialistisch als konservierende Handlungs- und Lektürewise vorzustellen ist, drückt sich in den Hölderlin-Zitaten im rekurrenten Bild des "Schattens" aus (und korrespondiert mit Freuds Wort vom "Schatten des Objekts", der "auf das ich fiel", jener Wendung Freuds, die für Objektverhältnis-Theoretiker anschlussfähig ist dementsprechend häufig zitiert wurde [Bollas 11, Mitchell 46]). So "zieht [...] die stille Pflanzenwelt" den Empedokles in ihre "Schatten [...], wo er sich schöner findet" (FHA XIII, 699). Panthea, die dem Empedokles nicht begegnen wird, bittet, "daß mir nur der Tageslärm / Den brüderlichen Schatten [des Empedokles] nicht verscheuche, / Der, wo ich leise wandle, mich geleitet" (FHA XIII, 728). Und Hyperion wird im Moment der leise angedeuteten körperlichen Liebe von diesem Schatten erdrückt: "(J)etzt ergriff mich eine Gewalt, als trät' ich in Dianen's Schatten, um zu sterben vor der gegenwärtigen Gottheit" (FHA XI, 668).

Der psycho-sozialen Abträglichkeit dieses "Schattens" der "lächelnden Schmerzen" zum Trotz konnte sich kaum eine der geisteswissenschaftlichen Fraktionen dieses Jahrhunderts enthalten, in den Schatten von Hölderlins Empedokles einzurücken. Sei es Literatur oder Kritik, es gilt bis heute Ingeborg Bachmanns lyrisches Wort von der durch Trauer verliehenen Unsterblichkeit und ihr Satz über den Schriftsteller, der "nicht hinwegtäuscht" und der "voll von dem großen geheimen Schmerz, mit dem der Mensch vor allen anderen Weise ausgezeichnet ist", seinen Zeitgenossen für die "Wahrheit" "die Augen öffnet" und in der "Dunkelhaft der Welt nach dem Rechten xx [sieht]"¹⁴ Gemäß dieser Mentalität wurde Empedokles' Selbstmord seither durchweg als heldenhafte Tat nacherzählt: "Der selbstgewählte Tod des Großen verhindert Idolatrie und Tyrannis und hinterläßt bei den Lebenden ein Bild der Vollendung, das sie nun gemeinsam geschichtlich zu realisieren streben", so kann der Kommentar einer Hölderlin-Einführung noch der 90er Jahre lauten (Bothe 134). In einer bewußt unaufgelösten Schwebung zwischen dem Nachvollzug der mutmaßlichen Autorintention Hölderlins und der eigenen interpretatorischen Erklärung heißt es ferner bei Bothe: "Die Lebensgesetze der Natur [...] setzen die Weiterlebenden ins Unrecht. Diese existieren, weil sie zum Leiden zu schwach, zum Unglück nicht fähig und zu sterben nicht würdig sind (138). Der melancholische Intellektuelle strahlt hell erleuchtet im Zeichen des triumphalen Unheils seiner schweren Gedanken und hat über den revolutionären und aggressiven Impetus den Bezug zu seinem eigenen Lebenstrauma verloren. Die Tatsache, daß Hölderlins Hyperion an einer einzigen und flüchtigen Stelle des Romans gerade auch den "unverschönert[en]" Lauf der Welt [FHA XI, 627] sehen wollte, konnte jedoch für den Text selbst nicht prägend werden, der deshalb mit einem entschiedenen "Nächstens[-]mehr"-vom-Selben schließt und ein implizites Votum für die ästhetische Verschönerung abgibt. Der kurze Impuls zugunsten der Perspektive eines

¹⁴ In dem Hörspiel *Der gute Gott von Manhattan* bzw. in der Dankesrede für den Hörspielpreis der Kriegsblinden, 1958.

unverschönerten Blicks auf Schmerz und Trauma mußte deshalb auch für die literarisch-philologischen Denktraditionen, denen der Roman Folge und Fortsetzung leistet, wirkungslos bleiben.

xxx

In die eigenartigerweise gleichzeitig offensive und empfindsame Ersetzung des Bekenntnisses zum Marxismus durch das zu "Melancholie oder Barbarei" (Brumlik) ist einerseits also eine lange literarische Tradition eingegangen; andererseits klingt hier jedoch auch ein spezifisch zeitbedingter Grundton der unbewußt verdeckten Beschämung an, der in heutigen Tagen vielfach zu hören ist, wo immer man sich der Themen und Umgangsweisen der 70er Jahre erinnert. Und dieser Handlungskomplex aus Scham und Revisionismus hinsichtlich der eigenen realexistierenden Vergangenheit ist das Element einer generationsspezifischen Vergangenheitspolitik, die im Grunde melancholisch, also auf der Grundlage von unspezifischen Mischaffekten und einer entsprechend unklaren Argumentationsführung verfährt und wegen der Verschleifung der Zeitebenen an Zukunftsfähigkeit im Sinne Kobayashis einbüßt. In den Formeln der uneingestanden Resignation wird das Vergangene entweder nachhaltig und selektiv stilisiert oder es werden die Themen und Thesen der 70er Jahre zur blanken Unvernunft erklärt, nur weil sie sich damals unausbleiblich in eine narzißtische Attitüde kleideten, die man sich bis heute nicht verzeihen kann und die zudem vom Sachzwang vielfach beleidigt wurde. Diese komplizierte Beschämung läßt dann immer dort auch das der Melancholie eigene Aggressionspotential sehen, wo sie mit Walser, Handke, Strauß u.a. zu einem energischen *Bocksgesang* anschwillt. Denn Strauß' notorischer Text "gegen die Totalherrschaft der Gegenwart, die dem Individuum jede Anwesenheit von unaufgeklärter Vergangenheit [...] rauben und ausmerzen will", muß ja ein radikal-melancholischer genannt werden, insofern er den Zorn, den die Melancholie typischerweise in abgespaltener Form unterhält, offen vor sich herträgt. Wenn nämlich "die rechte Phantasie [...] den Wiederanschluß an die lange Zeit, die unbewegte, [sucht]", und wenn sie "ihrem Wesen nach Tiefenerinnerung und insofern eine religiöse und protopolitische Initiation [ist] [und] immer und existentiell eine Phantasie des Verlusts und nicht der (irdischen) Verheißung", geht es ja um jenen viel zitierten "Terror des Vorgefühls", also im Grunde um apokalyptische und latent suizidale Phantasien, die sich zudem in eine ausdrücklich literarische Tradition stellen: "Die rechte Phantasie [...]. Eine Phantasie also des Dichters, von Homer bis Hölderlin." Die ideologischen Positionswechsel, die das ehemals extrem linke Milieu inzwischen vollzogen hat, sind im einzelnen mitunter frappierend und machen die profunde Unberechenbarkeit einer solchermaßen melancholisch beschaffenen intellektuellen Kultur augenfällig: So wurden die Akzente von der Gesellschaftskritik auf die Kritik der Anspruchshaltungen, vom strikten Marxismus auf den pragmatischen Neoliberalismus, von der Psychoanalyse auf Schnell- und Kurzzeittherapien verschoben u.s.f. Den alten Begriff der Trauerarbeit, der doch als Mangelanzeige hinter diesen verzweifelten Positionswechseln aufgerufen ist, hat bei Strauß keinen Platz mehr, und Brumlik nutzt ihn leichtsinnig in Form einer Koketterie im Titel seines Einführungsaufsatzes, ohne daß Mitscherlichs Konzeption der *Unfähigkeit zu trauern* und seine auf Freud zurückgehende Einsicht in die Abwehrfunktion der Melancholie

bei ihm oder bei einem der anderen der zwölf Beiträger wirklich aufgenommen würde. Die Melancholie, so scheint es, hat sich durchgesetzt und die Geisteswissenschaften für sich eingenommen – als ob es Freud-Mitscherlich zu diesem Thema gar nicht gegeben hätte.

Am Rande dieser toternsten Melancholie xx, die entweder den streng strafenden Blick Brumliks auf die "Barbarei" trägt oder mit Strauß apokalyptisch raunenden im Zeichen von "Terror des Vorgefühls" erscheint, verzeichnet das intellektuelle Feld jedoch noch eine andere, die von Heiterkeit umgeben ist. Schon Kardorff hatte am Ende seines Artikels, der vielfach der illusionslosen Dunkelheit, vermeintlichen Hellsicht und "inneren Freiheit" des Melancholikers huldigte, plötzlich in paradoxer Weise auf ihre "heitere Gelassenheit" verwiesen, die "eine wesentliche Eigenart melancholischer Zustände" wäre (277), ferner im Schlußabsatz auf die "erheblichen Gefahren," die sie "allerdings auch" mitsichbringt. Als ob es darum ginge, am Ende einer mutwillig aufgesuchten Geisterbahn mit milde erschöpftem Lächeln auszufahren, schließt der Beitrag "heiter" und zeigt, was der Begriff der Melancholie in den Geisteswissenschaften alles aushalten muß. Stringenter und überzeugender ist da Günter Blambergers Verweis auf die Gefährdung und Gefährlichkeit der "heroischen Melancholie", die er, von Walter Benjamins Wort über Beaudelaires Flaneur ausgehend, bis zum aristotelischen Begriff des außergewöhnlichen Melancholikers im genialischen Verständnis zurückverfolgt; bei Thomas Manns Adrian Leverkühn stellt sich die Verbindung mit der "totalitären Gesinnung der Deutschen" und ihrem "Pakt mit Hitler" her. Allerdings beschwört Blamberger abschließend – nüchtern und visionär zugleich (und u.U. auch etwas melancholisch) – die Möglichkeit einer heiteren und "humanen Melancholie", "die zwischen Kreativität und Praxis, geistiger und körperlicher Erfahrung nicht trennt, gänzlich der Immanenz angehört und einer offenen Epistemologie verpflichtet bleibt"; sie wäre "von den Intellektuellen erst noch zu entdecken" (263).

Ob diese dann freilich noch eine Melancholie heißen müßte und ob damit das Humanum in ihr nicht schon wieder gefährdet wäre, ist eine Frage die auch Dieter Lenzens (Hg.) Klage über den kulturellen Verlust der *Melancholie als Lebensform* betrifft. Sicherlich brachte die Aufklärung ein rigides Melancholieverbot mit sich, das die schweren Stimmungen mit einem bitteren "Krieg" verfolgte und das Glückliche erzwingen wollte (Heidemanns in Lenzen 5ff.). Auch Pia Schnadts Kritik des aus der Bildungsreform der 60er Jahre stammenden Begriffs vom lebenslangen Lernen und dessen "Reduktion der Bildungsinhalte auf den Augenblick", auf "mundfertig zubereitetes" "Fertigwissen" (43), "formalisierte Lernmethoden" (52) und "Strategien der Anpassung" (49) enthält viel Überzeugendes. Zumal auch der Zusammenhang der Ablösung von "Bildung" durch "bedarfsorientierte Quaifikationsvermittlung" (51) mit Paul Virilios dromologischen Beobachtung zum modernen Gesetz der Akzelleration, in der sich alles zu einem "reinen Geschwindigkeitsphänomen" beschleunigt, um – "flexibel und mobil" – in Bewegung zu bleiben, schlüssig ist.¹⁵ Auch Lenzens eigener Beitrag, *Über das Verbot, süchtig zu sein, namentlich als*

¹⁵ dies obwohl die Angst vor einer "Auflösung des Erfahrungsraumes" (48), in der die Welt "zum Film" wird, die "Dauer umschlägt in sofortige Allgegenwart" (49) und die ursprüngliche "Verbindung des Sinns und des Fußmarsches in den Gärten Akademos" verloren geht, immer in der Gefahr steht, in einen allzu simplen Wertkonservatismus umzukippen (der dann von der

Verführer, der den "endgültigen Tod der Verführung zwischen Männern und Frauen" durch die "Beschwörung der Liebe" und die "Einführung der (Sozial-)Demokratie im Bett" moniert, muß im ganzen intelligent und sympathisch genannt werden. Jedoch: Warum will all das unter das Dach der Melancholie? So nachvollziehbar das zivilisationskritische Engagement dieser Beiträge im einzelnen und bei etwas gutem Willen des Lesers sein mag, wer den Entwurf eines anderen Lebens, Lernens, Verführens – ohne Not – an den Begriff der Melancholie und dessen lange Geschichte bindet, läuft Gefahr, seinem Entwurf einen Geburtsfehler mitzugeben. Immerhin macht er auf eines aufmerksam: daß verlässliche Kategorien für die Konzeption von mehr oder weniger zuträglichen oder abträglichen Praxen des menschlichen Umgangs mit sich und der Welt noch ausstehen.

xxx Melancholie als Modus einer theoretisch avancierten Geisteswissenschaft

Wenn Äußerungen wie die von Heidbrink und Brumlik sicherlich eher in einem post-theoretischen und mitunter auch neokonservativen Milieu angesiedelt werden müßten, ist der Umkehrschluß, theoretisch avancierte Ansätze wären desto mehr in der Lage, Melancholie und andere affektive Diffusionslagen durchzuarbeiten, keineswegs zwingend. Daß z.B. des Aufkommen der Lacanschen Psychoanalyse und des Poststrukturalismus, das die Debatten der 80er Jahre geprägt hat, wesentlich an der weiteren Tradierung des melancholischen Pathos der Geisteswissenschaften beteiligt war, war kaum bemerkt worden. Zwar steht der *flottierende Signifikant*, eines der poststrukturalistischen Zentraltheoreme, für eine psycholinguistische Praxis, die ausdrücklich als freudvoll und erotisch begriffen wurde. Denn das milde Entzücken der *Jouissance* war auf die uneinholbare metonymische Verschiebung der symbolischen Assoziationen bzw. auf das ergebnis-offene Gleiten des menschlichen Begehrens zwischen den wechselhaften Gegenständen und Textbedeutungen seines Umfeldes gerichtet. Dementsprechend war *Jouissance* als Form eines ästhetischen (Lebens- und Lektüre-)Genusses gemeint, der zudem in wesentlichen Aspekten auch noch dem idealistischen Konzept von der Autonomie der Kunst und vom interesselosen Wohlgefallen an ihr verpflichtet war. Jedoch schon ihre unablässige Insistenz und prinzipielle Willkürlichkeit zeigen an, daß dieses intransitive Genießen des unaufhörlichen und vollkommen dezentrierten Flottierens von Referenz im Grunde immer auch einer manischen Handlungslogik nachempfunden ist; dies freilich im Sinne Kants "im gemilderten Verstand". Denn wenn Hyperaktivität, Erlebnishunger, "pressure of speech" und "flight of ideas", also eine spezifische linguistische und kognitive Hyperproduktivität die allgemeinen Anzeichen von manischen Zuständen sind (Moore/Fine 114), bedarf es am einzelnen Beleg der genauen Einschätzung, inwiefern die enthusiastische Flucht der Ideen und Sprachzeichen einer Abwehrfunktion gegen bestimmte traumatische Erfahrungs- und Erinnerungsbereiche dienen.

Jedenfalls folgt dem Manischen der rasanten Zeichenflucht die mindestens latent depressive Melancholie über die Unentrinnbarkeit des Imaginären im Spiegelstadium auf den Fuß. So geht die

"aufdringlichen Präsenz der Möglichkeiten" sprechen kann [51] was sich schlecht mit dem starken Wort vom "pädagogischen Imperialismus" verträgt [43]).

Lacansche Denktradition letztlich von einer grundsätzlichen Unerfüllbarkeit des menschlichen Wünschens aus; und sie spricht über dergleichen mit jener Neigung zur Ontologie, die den melancholischen Gestus auszeichnet, weil es ihm so unerhört schwer fällt, die Möglichkeit von tatsächlicher Veränderung/Erfüllung einzuräumen und vorzustellen. Weil also das "Begehren" niemals zu einer vollgültigen Befriedigung kommen kann und sich immer wieder auf ein neuerliches Mehr/Andere richtet, muß ihm jedes Erlebnis von Befriedigung als immer schon absehbare und gewesene zur (Ent-)Täuschung werden. Das Imaginäre des Poststrukturalismus ist eines, das man nie wirklich hinter sich läßt; und diese stillschweigende Annahme könnte unter Umständen schlichtweg realistisch genannt werden. Jedoch: Im Gegensatz zu den systemischen Sozial- und Beziehungs-Psychologien und ihrem Pathologie- und Gesundheitsverständnis ist dieses Imaginäre eines, für das schon in theoretischer Hinsicht eigentlich gar nicht wirklich vorgesehen ist, das man es abstreift: das Spiegelstadium – und hier greift eine klassische Doppelbindung – kann/soll nicht, oder wenigstens nicht vollständig verlassen werden, müßte man doch sonst die stimulierende Reibung mit der "symbolischen Ordnung", die ihre tiefste Motivation darstellt, missen. Eine unhintergehbare, quasi-ontologische Prämisse der Vergeblichkeit wird hier stillschweigend vorausgesetzt; eine Vergeblichkeit, die dem Befinden in einem von Doppelbindung bestimmten Milieu entspricht. Daß diese unbearbeitete Disposition zu doppelbindender Zwiespältigkeit von einer unbewußte Verhaftung an "konservierende" Objektrepräsentanzen und Beziehungsstrukturen herrührt (Bollas 83), daß die Konzepte des Fließens/Flottierens in diesem Zusammenhang als kontraphobische Reaktionsbildung gegen eine unvermerkte Symbiotik des allgemeinen Handlungsstils fungieren und daß sich ein psychotherapeutisches Verfahren, um das es sich bei Lacan trotz seines sprachphilosophischen Akzentes dem Anspruch nach doch auch handelt, sich eigentlich zum Ziel setzen müßte, solche ungesehenen Fixierung aufzuspüren und aufzulösen, scheint im tendenziell mystischen Gebäude des Lacanschen Denkens nicht direkt thematisierbar zu sein. Um so nachhaltiger wurde dann auf höchster Metatheorie-Ebene mit der Unmöglichkeit kokettiert, irgendeinen verlässlichen Weltbezug jenseits der schillernden Spiegelungen des Selbst zu erreichen.¹⁶ In dieser Koketterie, die wie bei Heidbrink/Brumlik in psychohistorischer Hinsicht

¹⁶ Wenn sich in Lacans Aussage, daß "das Begehren des Menschen das Begehren des Anderen ist", zwar unfraglich eine – durchaus allgemeine – Einsicht über die sprachlich-diskursive, "symbolische" Verfaßtheit menschlichen Lebens äußert, hatte doch Adornos Wort von der "opferlosen Nicht-Identität des Subjekts" wenigstens noch eine Grenze impliziert, an der die amorphe Ich-Welt-Verschleifung keine fröhliche Wissenschaft mehr ist, sondern schlichtweg Opfer erzeugt. Jene Einsicht, daß trotz aller modernen Emphase des Individuums aus dem Subjekt zunächst ein unvordenkliches Wir spricht, war z.B. für Kobayashi schon in G.H. Meads Differenz von "I" und "me" hinreichend ausgesagt, in der das "me" das "organized set of attitudes of others" bezeichnete (93). Demgegenüber verleiht die begriffliche Radikalität, die Lacans Begehren des Anderen und seiner Spiegelungen auszeichnet, der auf den ersten Blick sowenig idealistischen Philosophie einen Zug des Platonischen, so daß die Anmerkung, die der (Objektverhältnis-)Psychoanalytiker Stephen Mitchell über Platons Ideenlehre macht, ein Stück weit auch auf sie zutrifft. Die platonische Vorstellung von der Existenz abstrakter Ideen wertet Mitchell als exemplarischen Ausdruck der Unfähigkeit, trotz der prinzipiellen Ambivalenz, Prozessualität und Veränderlichkeit von Wahrnehmung einen verlässlichen Kontakt mit der Welt herzustellen: "Platon's theory of forms is probably the most elegant effort to establish a static superstructure, to 18

viel mit einer uneingestanden Resignation über den marxistischen Traum der 70er Jahre zu tun hat, mußte sich dann auch ganz unvermerkt das Vertrauen in das Subjekt und dessen Fähigkeit, einen fortschreitend aufgeklärten und zunehmend souverän handlungsfähigen Weltbezug zu erreichen, verlieren. Dabei haftet dem radikalen Begriff des Subjekts und der Prägnanz von Lacans Satz über das "Begehren" als "das Begehren des Anderen" sowie der entschiedenen, beinahe lüsternen Nachdrücklichkeit, mit der dieser Satz dort, wo Lacans Oeuvre eigene Schulen und Verkehrsweisen ausbildete, gesetzt wurde, immer auch der Aspekt einer hingebungsvollen Unterwerfungsbereitschaft an, mit der sich das Subjekt (das Lacan bewußt als "Sub-jectum"xx schreibt) unter die symbolische Ordnung im Namen des Vaters begibt.

Der Anklang des Fatalismus, der dabei unter der Flagge der poststrukturalen Abgeklärtheit über die missionarischen Heilsideen der Aufklärung ungesehen Einzug halten konnte, signalisiert das melancholische Element dieses intellektuellen Milieus.¹⁷ Es verhindert z.B., daß über jenes unstillbare Mehr des Begehrens nicht als Mangel, sondern als erfreulicher Mehrwert oder mit Winnicott als Neugier oder kreative Spielmöglichkeit etc. gesprochen wird. Für diese Melancholie ob des unendlich-dezentralen, aber immer auch vergeblichen Zeichenraums ist das Glas immer halb leer. Sie sieht den Mangel und mehr noch: sie heißt ihn willkommen. Sie will trotz aller linguistischer Reflexionsschärfe von diesem "konservierenden" Mangel und der ewigen Re-Lektüre der ihm eigenen Sprachformen nicht lassen; und zwar um der bitter-süßen Zweideutigkeit jener "konservierenden" Bilder der Welt willen nicht, die jede Vertiefung von Kontakt mit jener Welt verhindert und die als Vorschein einer wirklichkeits-mächtigen Ambivalenzfähigkeit gänzlich mißverstanden wäre. "Daher ist das Begehren weder Appetit auf Befriedigung, noch Anspruch auf Liebe, sondern vielmehr die Differenz, die entsteht aus der Subtraktion des ersten vom zweiten [...]" (Lacan xx). Wenn weiter oben die Melancholie provisorisch als ein Gefühl (und eine Affektmodellierung) definiert worden ist, das sich selbst und seinen Gegenstand nicht kennt, kann dieser Satz als eine geradezu exemplarische Beschreibung – und apodiktische (Wert-)Setzung – dieser Befindlichkeit gelten. Eine Einführung zu Lacan faßt dies bündig und affirmativ zusammen: "Nur diesseits der realen Befriedigung am Ding und jenseits der imaginären Verhaftung am Anderen kann das Subjekt die für sein Begehren konstitutive Struktur finden" (69xx). Was freilich mit gutwilliger Nachsicht als elaborierte Formulierung der Notwendigkeit von Differenz, Abgrenzung und triangulierender Öffnung der Zweier-Dyade gelesen werden kann, trägt nichtdestoweniger seinen wesentlichen affektiven Akzent auf emphatischen Konzepten von "Jenseits", "Subtraktion"

fix an atemporal frame of reference, a world of Being outside of the flow of human consciousness" (30). Daß bei Lacan der extremen "Statik" eine energische Verflüssigung entgegengesetzt und das metaphysische "Sein" in eine diesseitig-innerlichen Symbolraum geholt wurde, konnte die für den Melancholiker so bezeichnende "Zeitlosigkeit" freilich nicht auflösen.

¹⁷ Darüber daß Lacan selbst kaum zum Melancholie-Begriff Stellung genommen hat, vgl. Hans-Dieter Gondek xx.

und "Mangel" (ein "Mangel", der sich wohl aus den unterschiedlichsten Begriffstraditionen zwischen Michael Balints "Grundstörung" und katholischen Ursünde-Vorstellungen speist).¹⁸

Es war dann vielfach dieser Mangel im *nome du père*, dem manche meandernde Textinterpretation mit einem langen und oft feurig-larmoyant schillernden Blick der Melancholie nachhing, während sie mit einer eigentümlichen Lust am Ungefährnen jegliche greifbare interpretatorische Aussage (jenseits der Grundaussage über die Zeicheaftigkeit der Welt) vermeiden zu wollen schien, die sie berührbar und kontaktfähig gemacht hätte. So stellt z.B. Anne Juranville in ihrer an Lacan orientierten Arbeit über die Mystikerin Thérèse de Lisieux fest, daß "das wahre mystische Genießen sich immer nur in seiner Legierung mit den von den Sternen herrührenden melancholischen Leiden der *Existenz* [ergibt]" (145). An der Stelle, an der die Erinnerung an das Bewußtsein der Unhintergebarkeit von Trauer angemessen wäre, erfolgt im Zeichen Lacans die beinahe feierliche Anrufung des Mangels in emphatischen Anakoluten xx: "Aufblitzen des ›Augenblicks‹, in dem die Seeligkeit *zur gleichen Zeit* ankommt, wie der Verlust, der sie hervorbringt". Nichtsdestoweniger und umso mehr "bleibt die mystische Wahl die Wahl des größten und insofern absoluten Genießens [...] was Lacan als Genießen der Frau [...] formalisiert hat," eine Setzung, die andere Formen des Genießens nolens volens herabsetzt; dies umso mehr, als "man aber hinzufügen [muss], dass dieses Absolute des Genießens nur auf der Basis einer absoluten Negativität erreicht werden kann. Man befindet sich hier im Herzen der melancholischen Erfahrung, die der Mystik wesensgleich ist" (144). Die gutwillige Ausgewogenheit (Die Frau Lisieux räumt gegenüber dem Mann Lacan ein, "auch manche Männer könnten das xx) kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß hier doch die Polarisierung in binäre Oppositionen wirksam ist, gegen die sich doch gerade der Poststrukturalismus so nachhaltig ausgesprochen hatte. Die dementsprechende implizite Herabsetzung von nicht "mystisch-melancholischen" Formen des Genusses korrespondiert zudem mit der Annahme einer minderen Form der Melancholie, die – ähnlich wie bei dem vollkommen untheoretisch argumentierenden Heidbrink – als eine pathologische/ unauthentische Melancholie ausgegrenzt wird, weil sie den Schmerz des Mangels flieht und genießen will, "ohne dafür den Preis zu bezahlen" (145). Der repressive Subtext dieser *Jouissance* wird umso deutlicher, wenn man bedenkt, daß, wer beständig einen "Preis bezahlen" will, der Logik des Schuldkomplexes folgt und die traumatische Erfahrung gerade eben nicht angenommen und durchgearbeitet hat.¹⁹

¹⁸ Vor diesem Hintergrund muß der von der Lacan-Spezialistin xx als Motto gewählte Satz Lévinas': "Das Begehrenswerte sättigt nicht das Begehren, sondern vertieft es, es nährt mich gewissermaßen mit neuem Hunger" (220), in seiner ganzen Zwiespältigkeit erscheinen.

¹⁹ Insgesamt entsteht zudem der Eindruck, daß eine gewisse Melancholie schon angesichts des Duktus der philosophischen Sprache von Juranville mitgedacht werden muß, insofern eine erfolgreiche und überzeugende Verifikation der metatheoretischen Setzungen im Bereich der Phänomene kaum noch nachvollziehbar scheint: "Über den Augenblick schreibt Juranville ferner: "Der [mystisch-melancholische] Augenblick in seiner Explosivität veranschaulicht den punktuellen Akt des Zerreißen des Dings, das sich entleert, um sich in der Prüfung des Nicht-Sinns zum Abfall-Objekt zu machen, freilich insofern diese Verlassenheit untrennbar mit dem absoluten Genießen des Aktes des Aussagens in der maßlosen Übertragung, von der weiter oben die Rede war, verbunden ist" (145).

Die motivationale Ursache dieser Akzentsetzung einer in dieser Weise idealisierten und erotisierten Melancholie ist – neben einer zweifellos stets berechtigten Kritik der realexistierenden Praxen von Aufklärung – wesentlich in der uneingestanden Resignation über eine selbst-postulierte Unmöglichkeit zu suchen, unter dem Zeichen des *nome du père* tatsächliche Befriedigung zu erlangen. Daß dieser pessimistische Eros nicht nur um seiner selbst willen goutiert, sondern in subtiler Weise zur Essenz des Humanum und der Lektüre erhoben wird, hat freilich eine leidens- und geistesaristokratische Tradition, die mindestens bis in den Idealismus der Goethe-Zeit reicht.²⁰ Es mutet deshalb nicht ganz unbekannt an, wenn Befriedigung in Lacans Terminologie dem niederen "Bedürfnis" und nicht dem hohen "Begehren" zugeschlagen wird. Die so aufgefaßte Geschichte des Subjekts muß freilich so unentrinnbar sein, wie Melancholie sich anfühlen mag: "Immer bleibt sie 'antizipierte' Nachträglichkeit" (xx 73). Kobayashi wenigstens hat sie ohne romantische Verklärung als das seiner Verzweiflung nicht bewußte Futur II des *Es-wird-geschehen-Sein* erfaßt. Daß die Unterwerfung unter den *nome du père* und die "antizipierte Nachträglichkeit" aller Geschichte innerhalb der Lacanschen Tradition solchermaßen genossen wurde, hatte bezeichnenderweise die Folge, daß die Freude, die die symbolische Ordnung doch zu bieten haben müßte, indem sie die unerläßlichen Koordinaten für eine erfolgreiche Beziehung zu sich selbst und den anderen bereitstellt, kaum als Freude spürbar werden konnte und keine feste begriffliche Markierung erhielt. Neben der stets leise glimmenden *Jouissance* und der punktuellen Befriedigung des schlichten "Appetits" der "Bedürfnisse", die theoretisch gar nicht mehr wirklich vorgesehen ist (freilich zumeist um in abgespaltenen Praxisbereichen desto umfänglicher ausagiert zu werden), ist keinerlei unkompliziertes Glück sichtbar. Jene genuine Freude, die nur der empathisch-abgegrenzte Kontakt mit der Welt und deren realen Personen und Dingen stiftet, scheint gar nicht bekannt und jedenfalls nicht hochgeschätzt zu sein. Die bisher im akademischen Diskurs kaum jemals problematisierte (Un-)Fähigkeit, sich zu freuen, ist freilich in der manischen wie in der depressiven Position gleichermaßen beeinträchtigt; dies vor allem auch deshalb, weil sowohl die manische Lebens- und Lesewut als auch die melancholische Meditationsneigung gleich weit davon entfernt sind, das sie inspirierende Trauma zu erruieren.

xxx

In diesem tendenziell melancholischen Habitus des kontemplativen und gesellschaftsfernen Vergeblichkeitsgedankens haben sich die konventionellen Philologien in ihrer vielfach immer noch (kunst-)religiösen Inspiration eigentlich sehr viel besser mit dem Poststrukturalismus verstanden, als es zunächst scheinen mochte.²¹ Während noch der echauffierte Widerspruch der etablierten Geisteswissenschaften gegen die theoretischen Zumutungen der 80er Jahre erklang, hatte die

²⁰ "Pathos heißt Leiden. Es ist der deutschen Klassik eigen, daß in ihr das Pathos zu einer Freude geworden ist" (Pott 69).

²¹ Man denke zurück an Botho Strauß' oben zitierte "rechte Phantasie", die "immer und existentiell eine Phantasie des Verlusts und nicht der (irdischen) Verheißung [ist]"; hier korrespondieren die philosophisch sehr verschieden situierten Strauß und Lacan, die sich wohl nicht zur Kenntnis genommen haben, aufgrund ihrer ungebrochenen Verankerung in einer gemeinsamen idealistischen Denktradition.

unausgesprochene Korrespondenz bereits statt, die sich zwischen der alten Melancholie des humanistischen Textsinns der *condicio humana* und des *memento mori* etc. einerseits und der neuen Melancholie des rast- und mühelosen und "immer schon" flüchtigen Signifikanten andererseits entspannt. Denn was ihre Affektstruktur anbetrifft, ist die *Jouissance* über die uneinholbar flottierende Bedeutungsgenerierung des *Homo symbolicus* im uferlosen Symbolraum ebenso melancholisch wie die heilige Weihe des Menschen im Wahren, Guten und Schönen der Kunst. Während hier das wohlige Nirvana der Referenz als diesseitiges und symbolisches verstanden ist, wurde es dort in die Endlosigkeit einer metaphysischen Sphäre projiziert. Während die Kunst in der klassisch-idealistischen Aufforderung, man müsse "immer strebend sich bemühen" eigentlich genauso zwiespältig und vage wie dezisionistisch verblieb, gelang es jener *Jouissance* wenigstens, in flotter Geste die Bürde der Mühe und Tragik abzuwerfen. Das Ungefähre des Welt- und Textbezugs teilte sie jedoch nach wie vor, und zwar unter (post-)modern erhöhtem Risiko der Fragmentierung des Selbst, mit der sie – immer noch oder schon wieder anti-psychiatrisch – kokettierte. Gegenüber der enormen Sprach- und Suggestivgewalt, mit der die beiden Pseudo-Antagonisten *Idealismus* und *Postmodernismus* im intellektuellen Leben wirksam waren und sind, mußten die konkreteren sozialwissenschaftlichen Bemühungen um ein adäquates begriffliches Verständnis von Entfremdung Verdinglichung, Herrschaftsfreiheit etc. weitgehend in den Hintergrund treten und haben auch für die nähere Zukunft schlechte Konjunkturvoraussetzungen. Denn den immer noch aufklärungsorientierten Sozialwissenschaften wird intellektuellerseits nicht so sehr argumentativ widersprochen, als daß ihnen vielmehr ein – wiederum ästhetischer – Verdacht der intellektuellen Geschmacksverfehlung entgegengebracht wird. Es scheint, als ob die konventionell-philologische zusammen mit den poststrukturalen, systemtheoretischen, konstruktivistischen etc. Haltungen in der Neigung zur melancholischen Kontemplation einen prekären Konsens gefunden hätte, der die Trauer über erlittene Traumata der Entfremdung für gegenstandslos erklärt und sich auf sprachphilosophische Exkurse begibt. Jenes alte "Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, / Daß ich so traurig bin" kann somit neuerlich und auf höchstem Abstraktionsniveau zum gemeinsamen Nenner des literarisch gebildeten Sektors werden, und zwar ohne jene leise Ironie, die Heine seinen Versen mitgegeben hatte. Eine nicht-ästhetisierte und unaufgereggt-engagierte Kulturwissenschaft scheint erst noch geboren werden zu müssen.

xxx Melancholie als Beziehungsabwehr und Ausblendung der gruppendynamischen Vernetztheit von menschlicher (Sprach-)Handlung

Im Blickwinkel einer beziehungs- und gruppenanalytischen Perspektive liegt die Vermutung nahe, daß diese tiefenstrukturelle Korrespondenz zwischen idealistischer und postmoderner Intellektualität in dem von beiden geteilten individual-philosophischen Paradigma gründet, das fest in der Tradition einer humanistisch-bürgerlichen Aufklärung verankert ist. Denn sowohl das existenziell mit sich identische als auch das poststrukturale, verflüssigt-flottierende Subjekt sind und bleiben individuell und autonom gedachte Subjekte, die im jeweiligen Moment der

Handlung in Wechselwirkung mit individuell gedachten Objekten konzipiert werden. Warum ein sich dermaßen kon- oder dezentrierendes Ich/Du so stark disponiert scheint, in der einen oder anderen Form einen psychoaffektiven Stil der Melancholie/Manie anzunehmen, leuchtet ein, wenn man sich erinnert, was durch die genialische Formation des in *Größe* fortifizierten Individuums des 19. Jahrhunderts (Jochen Schmidt) abgewehrt wurde: das unvorgängliche Primat der sozialen Verfaßtheit menschlichen Lebens– institutionell gesprochen: die Soziologie. Und ein solchermaßen kultiviertes Vergessen jenes einzig Allgegenwärtigen, nämlich des Netzes der sozialen Anderen, muß unausbleiblich zur affektiven Verstimmung führen.²² Die Tatsache, daß am Anfang nicht wirklich, sondern nur scheinbar das Wort, der Geist, der Mensch, die Identität etc. war, daß vielmehr am Anfang immer die Beziehung und die systemische Vernetzung mit einem kollektiven *Wir* steht, ist die vielleicht am meisten angefeindete und jedenfalls auch heute noch recht wenig selbstverständliche Erkenntnis dieses Jahrhunderts. Der Soziologe und Gruppenanalytiker Hans Bosse nennt diese bisher uneingestandene Kränkung des gerade einmal halbwegs säkularisierten Menschen durch die moderne Wissenschaft beim Namen. Die eingestandenen, ja beschworenen, Kränkungen hatte Freud bereits aufgelistet: die kosmologische durch Kopernikus, die evolutionsbiologische durch Darwin und die psychologische durch das von Freud selbst konstatierten Unbewußte, kraft dessen das Ich nicht einmal "Herr im eigenen Haus" wäre. Und mit dieser berühmt gewordenen Nennung, mit der Freud die Psychoanalyse und sich selbst als Lösung anbietet und damit die Aussicht auf die Wiedergewinnung der Herrschaft des Ichs bereits frei gibt, waren diese Kränkungen auch schon beschwichtigt. Gleichzeitig damit jedoch wurde die eigentliche und schmerzvollste Herausforderung säkularen Denkens nachhaltig verdunkelt, die in der Einsicht besteht: "Das Ich hat gar kein eigenes Haus, sondern wohnt im Haus eines realen *Wir*". Diese Einsicht entstammt der Soziologie und Gruppenanalyse, die "den Freudschen Satz, das Ich sei nicht Herr im eigenen Haus, verschärft" (Bosse 11).

Der gruppenanalytische Ansatz folgt konsequent der Einsicht, daß das Individuum seit und bereits vor seiner Geburt "eingebettet [ist] in eine existierende Bezugsgruppe" und – ihm selbst merklich oder unmerklich – auf die verschiedenen soziokulturellen Netzwerke seiner Lebenswelt bezogen bleibt. In seiner letztlich genauso sensationsbedachten wie feindosierten Provokation, die die Öffentlichkeit keineswegs überforderte, übersah Freud, daß Durkheim bereits einen entscheidenden Schritt weiter war und "eine Dezentrierung der Individualtheorien vorgenommen hatte, denen Freud noch anhing". Daß es im *Wir* kein Subjekt und Objekt im herkömmlichen Verständnis mehr gibt, sondern zunächst einmal "individuelle Ausformungen des *Wir*" (Bosse 13), muß freilich gerade dem intellektuell definierten Menschen eine bittere Pille sein, weil sie ihm die "soziologische Kränkung der Eigenliebe" des sich als individuelles und autonomes denkenden Ichs beibringt. Das Wissen darum, daß diese Kränkung nur um den Preis einer melancholischen Disposition vermieden werden kann, unterscheidet die gruppen- und beziehungsanalytische

²² Zur Revision des subjektivistischen Identitätsbegriffs aus der Perspektive der Biographieforschung vgl. Wolfram Fischer-Rosenthal; wie lange auch in der Psychoanalyse noch einer subjektivistisch verengten Konzeption des Ich gefolgt wurde, mag an Margret Mahlers Begriff des primären Narzißmus oder Autismus ermessen werden, der das Neugeborene quasi als kontaktlose Monade konzipierte.

Denktradition von den herrschenden Paradigmen sowohl des individualphilosophisch konzipierten als auch des (post-)idealistischen Denkens/Handelns. Wie ungeheuer hoch dieser Preis ist, der nolens volens die Verlängerung jeglicher traumatischen Erfahrung befördert, wird, wie dies für suchtdynamischen Muster der Handlungssteuerung bezeichnend ist, so recht nur von außen sichtbar. Innerhalb der melancholischen Logik des Begehrens der Geisteswissenschaften – "im gemilderten Verstand" – wird er jedenfalls nach wie vor vielfach freimütig entrichtet.

Daß der idealistische und der postmoderne Habitus eine gemeinsame Motivation der Abwehr teilen, die sich gegen die praktisch-methodischen Konsequenzen aus der Einsicht in das Primat des Intersubjektiven richtet, ist ihren Gedankenfiguren noch anzusehen. Sowohl das "weiße Rauschen" der unstrukturierbaren Signifikanten in der *Extasy of Communication* (Jean Baudrillard xxdt.) als auch die idealistische (Natur-)Metaphysik eines alles durchwachsenden Hölderlinschen Lebensbaums ("Und überall in freier Freude theilt / Des Lebens luftger Baum sich auseinander" [FHA XIII, 936]) stellen eigentlich "rizomatische" xx Pluralitäts- und Verzweigungs-Phantasmen dar – keineswegs jedoch ein differenziertes Vernetzungsbewußtsein der Sozialität des Ich; sie sind als Imagines einer frühen und präverbalen Erfahrung der gruppalen Verfaßtheit verständlich.²³ Beide Gedankenfiguren sind dem aporetischen Unterfangen und ungelösten Konflikt geschuldet, einerseits das Soziale philosophisch-ästhetisch mit bedenken zu wollen und andererseits gleichzeitig vermeiden zu müssen, es tatsächlich mit ihm zu tun zu bekommen, will heißen: das individuelle Denken als solches in seiner je sozialen und institutions- sowie gruppendynamischen Vernetztheit anzuerkennen. Wenn diese Imagines als solche verbleiben und für die Interaktionserfahrung, aus denen sie hervorgehen, nicht weiter zugänglich werden, müssen sie darauf beschränkt sein, in erratisch wechselnden Bildern wahrgenommen zu werden, die willkürlich zwischen der göttlichen Güte eines organischen Gemeinschaftsgefühls oder der paranoiden Bosheit einer feindlichen Außenwelt changieren. In beiden dieser unerlösten Extremlagen bleibt der selbstverschuldet unmündige Mensch auf die Theodizee Gottes und/oder des Symbolischen angewiesen, anstatt sich in den "dialektisch-emanzipatorischen Kontakt" mit anderen zu begeben. Ob Gott, das Schöne oder die Postmoderne, die Frage nach gut oder böse bleibt eine Entweder-Oder-Frage, die verurteilt ist, melancholisch (oder sogenannt tragisch, aber u.U. auch aggressiv) zu verharren, weil sie nicht zur ambivalenzfähigen Sowohl-als-auch-Erfahrung im sozialen Austausch finden kann. Es zeichnet sich ab, daß der Ausgang der Geisteswissenschaften aus der "selbstverschuldeten Melancholie" (Fischer-Rosenthal) des autonomen Textsinns und der radikal verstandenen meditativen Privatlektüre ohne die Theorie und Praxis der gruppen- und beziehungsanalytischen Erfahrungsbereiche nicht zu machen sein wird.

xxx Wilde Lektüre und melancholische Lesepädagogik

²³ Der Raum der Ideale wie der der Zeichen könnten in Anlehnung an Bollas Konzept des "ungedachten Bekannten" die "ungedachte Gruppe" genannte werden.

Der soziokulturelle Melancholie-Komplex, wie er sich hier in der Ausblendung der gruppensystemischen Verflechtung des einzelnen und auf individueller Ebene in der systematischen Einschränkung der Fähigkeit zu trauern und sich zu freuen etc. abzeichnet (die immer auch die intellektuelle Fähigkeit mit betrifft, in assoziativ-reichhaltigen, trennscharfen und ambivalenzfähigen Bahnen zu denken), ist freilich ein Phänomen, das sich keineswegs auf den Überbau des akademischen Geisteslebens beschränkt. Es konnte gar nicht ausbleiben, daß es sich auf die ihr neben- und untergeordneten Praxisfelder überträgt. Dies läßt sich gerade an den schulischen und gesellschaftlichen Bereichen der Lektüre, der Kunstbetrachtung und der ihnen impliziten Ideologie und Lesepädagogik ermessen, die ja – gemäß eines bildungsbürgerlichen Verständnisses von Lektüre – die angestammten Bereiche für sprachliche Praxen von Leidensäußerung und Erlösungshoffnung, mithin von Melancholie sind. Hier wird nun besonders deutlich, daß das für den literarisch-philologischen Habitus der Kunstbetrachtung immer noch konstitutive Memento jenes unreduzierbaren Rest-Mangels, der jedem textexternen Glück in Lebenswirklichkeiten anhaftet, keineswegs bloß schadenfreudige Spaßverderberei ist, sondern systematischen Charakter hat. Und sicherlich stimmt auch, daß der bildungsbürgerliche Kulturhabitus nicht in jedem Fall so selbstverständlich uneigennützig und wohlmeinend kulturbewahrend ist, wie seine Eigenwahrnehmung ihn glauben macht. Da die institutionellerseits deklarierte Ernsthaftigkeit des hohen literarischen Textes und seiner fachwissenschaftlichen Exegese und lesedidaktischen Umsetzung freilich die Spitze eines systemischen und (groß)gruppensystemischen Zusammenhangs ist, fungiert sie letztlich immer auch in einer Weise, die man früher – *horribile dictu* – system-affirmativ oder -perpetuierend genannt hat. Denn diese Ernsthaftigkeit will sich in die Lektüre nicht wirklich hineinreden lassen und hält gerade dort, wo sie explizit oder implizit Lesepädagogik betreibt, beziehungsanalytisch gesprochen, die Abwehrmechanismen gegen jedes allzu eigenwillige Lektüerverhalten und jede abseitige Stoff- und Medienwahl intakt.

Erfahrungsgemäß legitimiert sich diese lesepädagogische Abwehrdynamik mit Verweis auf eine mutmaßliche Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit der Rezeptionshaltung oder auf eine – allerdings meist unpräzise definierte – Trivialität der Stoffe. Dabei richtete sich das zivilisationskritische Verdikt nicht selten auf die jeweils neuen Medien als ganze, in denen das Ende der Buchkultur zu drohen scheint. Wenn z.B. eine ältere Lesepädagogik postulierte: "Lesen stimuliert die Phantasietätigkeit, fernsehen überfremdet durch Bilderfluten." "Der Leser ist bei sich, einsam und frei in der Verfügung von Zeitgestaltung." [...] "Lesen schult das Denken und differenzierte Weltwahrnehmung." "Fernsehen reduziert Komplexität und verdummt etc." (zitiert in Eggert/Garbe 9), hat sie unterlassen, sich über ihre eigenen Begriffe der einsamen Freiheit, der Überfremdung, des Denkens, der (melancholische?) "Phantasietätigkeit" sowie über deren affektive Hintergründe und aggressive Potentiale Rechenschaft abzulegen. Das Regulierungsprinzip dieser Abwehr gegen andere als die gelesenen Erfahrungs-"Fluten", die sich noch im obigen Walser-Motto (1999) in der Phantasie des "Sprachmenschenordens" versus der "anders Handelnden" ausdrückt, gestaltet sich in der Lesekultur wie in anderen Systemen in bekannter Weise: Diejenige Fraktion, die es sich im Hinblick auf das Ausmaß ihres Leidensdrucks bzw. ihrer sogenannten

Sublimationskapazitäten leisten kann, d.h. deren Schwermut noch milde ausfällt und einen hinlänglichen Sicherheitsabstand vor der manisch-depressiven Störung zu wahren vermag, deklariert ihre Lektüre- und Lesart zum maßgeblichen Modus vivendi. Es ist seit Kant jene Melancholie "im gemilderten Verstand", die den normsetzenden Anspruch entwickelt und die Grenzen des akzeptablen Rezeptionsverhaltens in beide Richtungen – des oberflächlich-evasorischen und des exaltiert-enthusiastischen Lesens – absteckt, so daß die institutionelle Abwehrorganisation weder unter- noch überfordert ist. Dabei stellt sich die für affektiv gedämpfte Handlungszusammenhänge bezeichnende Veränderungsblockierung des Systems in dem Maße ein, in dem seine Selbstreflexion beeinträchtigt ist und es von externen Einflußfaktoren abgeschirmt ist. Gerade die Abschirmung kann im akademischen Feld infolge einer Tradition der nicht selten defensiv aufgefaßten *Freiheit von Forschung und Lehre* in ganz beispielloser Weise aufrechterhalten werden; wenigstens im schulischen Feld gerät sie jedoch immer mehr in Bewegung.

Eine innerliterarische Urszene dieser Lektürementalität ist in Thomas Manns *Tonio Kröger* zu einer milde ironischen Darstellung gelangt und darüber hinaus zum curricularen Schulstoff geworden. Als der junge schwermütige Tonio (dessen südländischer Mutter der Text das melancholische Temperament zugewiesen hat) nach der Freundschaft des blond-blauäugigen und tatkräftigen Hans Hansen schmachtete und ihn deshalb zur Literatur verführen wollte, lehnte dieser mit dem Verweis auf seine Pferdebücher und deren "famose Abbildungen" dankend ab. Über den gekränkten Tonio heißt es dann bekanntermaßen: "Und er war so geartet, daß er solche Erfahrungen wohl vermerkte, sie gleichsam innerlich aufschrieb und gewissermaßen seine Freude daran hatte, ohne sich freilich für seine Person danach zu richten und praktischen Nutzen daraus zu ziehen" (xx). Diese "Freude" an den gedankenreich-tatenarmen, aber innerlich aufgeschriebenen und gegebenenfalls nachzulesenden Enttäuschungen ist doch seither in mancher Hinsicht eine für die Lesepädagogik auch der Nachkriegszeit stillschweigend verpflichtende Haltung geblieben; als ob es darum ginge, Tonio Kröger entgegen seiner besseren, wenngleich unwirksamen Einsicht in die Erlebnis- und Handlungshemmung seiner quasi-literarischen Art, "Erfahrungen [zu] vermerk[en]", doch noch recht bekommen zu lassen.²⁴ Daß, um mit Kröger zu sprechen, "wer am meisten liebt," der "Unterlegene" ist und "leiden [muß]", ist also eigentlich eine implizite Leseaufforderung, eine zur literarischen und melancholischen Lektüre, zumal sie schon in Manns Text auf Schillers *Don Carlos* verweist – den Lieblings- und Empfehlungstext Tonios – und dort speziell auf die Stelle, in der "der König weint"xx : Kaum jemals dürfte in einem kanonischen Text größere, mithin melancholisere Vagheit darüber bestanden haben, worum und mit welchem Gefühl Tränen vergossen werden. Es geschieht also im Zuge einer Krögerschen Lesetradition, daß die gedankenschwer-sinnende und tränennahe Lektüre auf subtilen Wegen zu der ihr nur scheinbar fremden Geste des erhobenen Zeigefingers fand. Über Manns – freilich stets zwiespältige – Ironie hinweg erklärte sie sich zur Voraussetzung der Mitgliedschaft eines dezidiert bürgerlichen Kulturentwurfs, den die Neigung auszeichnete, sich aus manifesten Lebens- und

²⁴ Der oben zitierte Glatzel spricht noch 1990, zumal als Psychopathologe, von Kröger und Aschenbach als "Darstellungen des Künstlerischen" in einem emphatischen Sinn (93).

Entwicklungsaufgaben in eine als autonom konzipierte Literaturbetrachtung zurückzuziehen und aus diesem Verfahren ein Bildungsideal mit institutionellem Anspruch zu formulieren.

Daß diese Tradition der Lesepädagogik freilich im stets beklagten Wandel der Zeiten sich selbst einen Bärendienst erweist, kann daran ersehen werden, in welcher eklatanter Weise sie dazu beiträgt, junge Leser zu vergraulen, wo sie sich vornimmt, Literatur zu vermitteln. So hat die historische Lesepädagogik seit ihrem Bestehen während mittlerweile zweihundert Jahren in periodischen Zyklen immer dann das Ende der Lesekultur beschworen (Schön xx), wenn es ihr eigentlich darum zu tun war, die von ihr privilegierten Inhalte und Modi des Lesens durchzusetzen. Obwohl nun heute neuerlich und angesichts der informationstechnischen Revolution durch Computer und Internet mit scheinbar unerschütterlicher Berechtigung vom Ende der Gutenberg-Galaxis philosophiert wird (Frühwald, Bolz xx), stellt die empirische sozialwissenschaftliche Leseforschung nichtsdestoweniger fest, daß immer noch gelesen wird und die Tendenz keineswegs rückläufig ist. Freilich entgleitet dieses Lesen zunehmend der Aufsicht eines bildungsbürgerlichen Lektürehabitus, und man hat Anlaß zur Vermutung, daß Lesen – gerade das nicht ausdrücklich ernsthafte, "wilde" Lesen – nach wie vor und zunehmend Laune macht. So stellen z.B. Behnken u.a. in ihrer Untersuchung über die "jugendkulturellen Inszenierungen von Lesen und Schreiben" fest, wie vielfältig die schriftkulturellen Praxen heutiger Jugendlicher sein können. Die Studie bestätigt jedoch auch, daß gerade diejenigen verbleibenden Jugendlichen, die noch schriftkulturell engagiert sind, den gesellschaftlichen Bereichen der Literatur entfremdet sind, daß ihnen "der Gedanke", ihr Lesen oder Schreiben "trage zur Weitergabe literarischer Kultur bei, in aller Regel fern steht" (11) und daß sie aufgrund der schulischen (und universitären) Instrumentalisierungen (10) ihren Umgang mit Schrift in "dezidierte Gegenbewegung zu den Verarbeitungsformen literaturvermittelnder Institutionen und deren kommunikativer Praxis" begreifen. Offensichtlich scheinen sich die verbleibenden Nachwuchs-LeserInnen (und AutorInnen) nirgends so wenig zuhause zu fühlen wie in der Deutschstunde oder im Germanistikseminar. Was dem entgegensteht, ist das institutionelle "Mißtrauen gegenüber der lustvollen, eigenaktiven Lektüre" (202) xx (mehr Rosebrock) Und selbst die jüngere Leseforschung ist nicht immer frei davon und konstatiert mitunter im kulturtragenden Gestus die Notwendigkeit des Übergangs "von einem kindlichen, triebbestimmten Lustlesen zu einem erwachsenen [...] Lesen ästhetisch anspruchsvoller Literatur" oder "von einem triebökonomisch motivierten Lesen zu einem Lesen als Medium der Erfahrung", das dann nichtsdestoweniger wiederum "lustvoll" sein soll (Garbe mit Graf 98f.). In dieser massiven Sublimationsforderung scheint die melancholische Affektation schon vorprogrammiert. Wenngleich derlei entwicklungspsychologische Dichotomien in der jüngeren Leseforschung und -didaktik sicherlich nicht mehr ohne weiteres konsensfähig sind, besteht doch beachtliche Unsicherheit darüber, wie man sich den gelungenen, kompetenten, handlungsfähigen etc. Leseakt vorstellen soll, eine Unsicherheit, die der Leseforschung und -didaktik allerdings zur Ehre gereicht, insofern sie in den philologischen Fachwissenschaften kaum wahrgenommen wird.

Die Schlaglichter in die Bereiche der philologischen, der theoretischen und der lesedidaktischen Intellektualität schärfen den Blick für die psycho-affektive Problemlage einer Tradition des geistigen Lebens, das seine Legitimierung zumeist als kultur- und zivilisationskritisches Korrektiv für die traumatischen Entwicklungen der Moderne erblickt, aber über die Problematik des eigenen Beziehungs- und Affekthaushalts nicht hinreichend Bescheid weiß. Eines jedenfalls müßte klar geworden sein: Mit der Aufforderung zur Klärung eines unpräzisen Melancholie-Begriffs wird es nicht getan sein. Es ist das Betriebsklima der Geisteswissenschaften, ihre Mentalität und ihr Habitus, die thematisiert werden müssen. Und dies betrifft zunächst den theoretisch-methodischen Bereich, der die Basis der (kulturkritischen) Textarbeit bildet, und dann vor allem die Vermittlungs- und Verkehrsweisen in Schulklasse, Seminar und Öffentlichkeit, also die Didaktik und Ideologie des Außenkontakts mit den anderen gesellschaftlichen Bereichen.

Für die theoretisch-methodische Frage fällt die Antwort leichter.²⁵ Eine fundierte, also mehr als nur meinungshafte Einschätzung über kulturelle Äußerungen der Melancholie und anderer affektiver Befindlichkeiten wird im Rückgriff auf die Beobachtungskategorien der systemischen Beziehungs- und Objektverhältnis-Analyse wirkungsvolle Unterstützung erfahren. Denn *Beziehungsanalyse* konzentriert sich auf die genaue Beschreibung der mikrologischen Zusammenhänge und der handlungsdynamischen, diskursiven, psychoaffektiven und -somatischen Details innerhalb des interaktiven Austausches zwischen dem *Selbst* und den vielfach vernetzten Objekten seiner Umgebung (die jeweils menschliche, dingliche sowie fiktional-ästhetische Objekte sein können). Beziehungsanalyse focussiert nicht mehr das Individuum/ den Text in seiner – stets hypothetischen – *inneren* Beschaffenheit oder endogenen/ immanenten Sinn- und Gedankenwelt, sondern die Handlungs- und Beziehungsdynamik (bzw. die implizite Rezeptionssteuerung), in der er steht, d.h. seine "relationale Konfiguration/Matrix" in einem "interaktionalen Feld" (Steven Mitchell, *Relational Concepts* 3). Jenseits des individual-philosophischen oder -psychologischen Paradigmas ist es nicht mehr primär die Frage, ob ein/e Person/Text melancholisch (und/oder manisch) genannt werden kann bzw. wie angemessen eine von der/m Person/Text geäußerte Ansicht über Melancholie, Manie u.ä. ist; vielmehr fragt sich, ob, wann und wie ein/e mutmaßlich melancholische/r Person/Text interagiert und welche Handlungs- und Wahrnehmungsstile dadurch favorisiert bzw. aufgerufen werden. Also nicht mehr die Frage, *was* eine Person oder eine Figur imaginiert, denkt, sagt und tut – und inwiefern dies ideologiekritisch oder psychohygienisch ein richtiges oder falsches Bewußtsein zu nennen wäre – hat theoretische Priorität, sondern die Frage, *wie* sie sich damit selbst befindet und *wie* sie sich in einem spezifischen Kontext gegenüber dem Umfeld (oder dem Leser) in Beziehung setzt. Und dies ist eine kategorial andere Fragestellung.

In dieser beziehungs- und handlungsdynamischen Sicht entfalten sich neue Differenzierungsmöglichkeiten, und die vorbegriffliche Beobachtung wird integrierbar, daß

²⁵ Hinsichtlich der Fragen von Vermittlung und Didaktik wäre auf Methoden der Vermittlung zu verweisen, die nicht nur das kulturhistorische Gegenstandswissen, sondern zugleich auch die Fähigkeiten einer sozialen und emotionalen Intelligenz im Umgangs mit ihm befördern. Über ein Pilotprojekt zu einem Gruppendynamischen Literaturseminar, das der Verfasser an der Universität Lüneburg durchführt, müßte ausführlich und an eigenem Ort berichtet werden.

Schwermut und Schwermut eben nicht dasselbe sein müssen, genausowenig wie verschiedene Begriffe und Auslegungen von *Freiheitlichkeit* identisch sind. Um im Beispiel zu sprechen: Wenn die Schwermut einer Person oder das Dunkle eines Textes gleichzeitig auch in doppelbindender und mystifizierender Weise Beziehungsangeboten bzw. rezeptionssteuernde Impulse nach außen richtet, verdient sie, anders genannt zu werden, als eine Schwermut, die das nicht tut. Diejenige Schwermut, in deren Verlauf ambivalente Wahrnehmungen abgespalten werden, muß anders bezeichnet werden, als diejenige, die Ambivalenzen eröffnet und der Kommunikation erschließt etc. Denn die eine Schwermut mag mit der anderen strukturell kaum etwas zu tun haben – u.U. jedoch sehr viel mit ganz anderen psychoaffektiven Handlungsformen, denen sie gar nicht ähnlich sieht und die wir unter Begriffen der Begeisterung und Heiterkeit zu fassen pflegen. Und so hätte auch die latente Aggressivität der oben zitierten "reinen", aber "aufreißenden" "Dauer" Henri Bergsons einer beziehungsanalytischen Perspektive nicht entgehen können.

Was also die methodischen Fragen der Exegese und Gegenstandskritik angeht, wird es auf die genaue qualitative und beziehungsanalytische Einschätzung der jeweiligen Belege und Kontexte ankommen, in denen der jeweilige Affekt sich äußert. Denn erst auf dieser beziehungsanalytischen Differenzierungsebene lassen sich binär-oppositionelle und meinungshafte Glaubensstreite auflösen. Solange nicht von *der* Melancholie die Rede ist, wird durchaus eine Stimmung vorstellbar, die, weil sie dem "vergebens Ersehnten, Vereitelten, Mißlungenen die Treue hält" (vgl. oben Mattenklott xx), zurecht Gefäß der Hoffnung sein und zur Herstellung von nachhaltig zuträglichen Interaktionsformen beitragen kann. Brumliks und Heidbrinks Beschwörung eines guten alten Melancholikers, der – vorgeblich selbst vom Aussterben bedroht – mit lautem antifaschistischem Ethos den sprichwörtlichen Anfängen eines Zivilisationsbruchs wehrt, den er eigenwillig als einen drohenden Melancholieverfall definiert, kann ja eben nicht ideologiekritisch, sondern nur analytisch und methodisch fundiert begegnet werden. Um mit Blambergers Satz nichtsdestotrotz im Genre und Terminus der Melancholie zu schließen: "Die humane Melancholie, die einer offenen Epistemologie verpflichtet" ist, wäre "von den Intellektuellen erst noch zu entdecken" (263). In einer beziehungsanalytisch versierten intellektuellen Kultur wird es um den Versuch gehen, Melancholie und andere psycho-affektive Befindlichkeiten durchzuarbeiten; es wird darum gehen, Hölderlins "was du littest / Das leidet kein Knecht (FHA XIII, 836), nicht mehr *emphatisch* als bitter-süße und Leidens-Feier des großen Intellektuellen zu evozieren, sondern *empathisch* als Selbstmißverständnis eines vergessenen Beziehungstraumas aufzufassen und freizulegen. Wenn dies gelänge, scheint die Hoffnung darauf, daß auch die Vermittlungs- und Verkehrsweisen der Kulturwissenschaften sich erweitern, keineswegs unrealistisch.

Bosse, Hans: *Von der Individual- zur Gruppenanalyse*. PsychotherapeutenFORUM 3/99. S. 11-17
Weilnböck, H. (2002c): Die verklärte Melancholie der (post-)modernen Intellektualität. Ein Votum für Beziehungs-/Gruppenanalyse und Psychotraumatologie in den Geisteswissenschaften. In: Psychosozial 25. S. 123-139.

Unvollständige Bibliografie:

- Albert, Claudia. (Hg.). *Deutsche Klassiker im Nationalsozialismus. Schiller, Kleist, Hölderlin*. Stuttgart: Metzler, 1993.
- Bauriedl, Thea. *Beziehungsanalyse. Das dialektisch-emanzipatorische Prinzip der Psychoanalyse und seine Konsequenzen für die psychoanalytische Familientherapie*. Frankfurt a.M: Suhrkamp, 1984.
- dies. *Auch ohne Couch. Psychoanalyse als Beziehungstheorie und ihre Anwendungen*. Stuttgart: Verlag internationale Psychoanalyse, 1994.
- Behnken, Imbke, Rudolf Messner, Cornelia Rosebrock und Jürgen Zinnecker. *Lesen und Schreiben aus Leidenschaft. Jugendkulturelle Inszenierungen von Schriftkultur*. München: Juventa 1997
- Blamberger, Günter. *Heroische und humane Melancholie*. In: *Fragmente. Schriftenreihe für Kultur-, Medien- und Psychoanalyse* 44/45 (1994): 257-65.
- Bohrer, Karl Heinz: *Die Ästhetik des Schreckens. Die pessimistische Romantik und Ernst Jüngers Frühwerk*. München: Hanser 1978.
- Bollas, Christopher. *Der Schatten des Objekts. Das ungedachte Bekannte: Zur Psychoanalyse der frühen Entwicklung*. Stuttgart: Klett-Cotta, 1997.
- Bolz, Norbert. *Am Ende der Gutenberg-Galaxis. Die neuen Kommunikationsverhältnisse*. München: Fink, 1993.
- Bosse, Hans: *Von der Individual- zur Gruppenanalyse*. PsychotherapeutenFORUM 3/99.
- Brumlik, Micha. *Trauerarbeit an der Moderne und melancholischer Messianismus*. In: *Entzauberte Zeit. Der melancholische Geist der Moderne*. Hg. von Ludger Heidbrink. München: 1997. 210-31.
- Eggert, Hartmut und Christine Garbe. *Literarische Sozialisation*. Stuttgart: Metzler, 1995.
- Fischer, Gottfried und Peter Riedesser: *Lehrbuch der Psychotraumatologie*. München: Ernst Reinhardt 1998.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram. *Melancholie der Identität und dezentrierte biographische Selbstbeschreibung. Anmerkung zu einem langen Abschied aus der selbstverschuldeten Zentriertheit des Subjekts*. In: *Biographische Sozialisation*. Hg. von Erika M. Hoerning. Stuttgart: Enke 1999.
- Frühwald, Wolfgang. *Das Ende der Gutenberg-Galaxis*, in: ›Zeit‹-Punkte Themenheft: *Neue Medien* (1997).
- Garbe, Christine: *Geschlechtsspezifische Differenzierungen in der ›literarischen Pubertät‹*. In: *Deutschunterricht* 1 (1996): 83-97.
- dies., Silja Schoett / Gerlind Schulte Berge / Harald Weilnböck: *Geschlechterdifferenz und Lektürepraxis in der Adoleszenz. Funktionen und Bedeutungen von Lektüre im Medienverbund von Jugendlichen*. Hg. v. Norbert Groeben. *SPIEL- Sonderheft* (1999): 86-104.
- dies., Silja Schoett / Harald Weilnböck: *Narrative Interviews und rekonstruktive Fallanalyse in der medienbiografischen Forschung*. In: *Lesesozialisation in der Mediengesellschaft*. Hg. v. Norbert Groeben. *IASL- Sonderheft* 10 (1999) 218-232.
- Glatzel Johann. *Melancholie und Wahnsinn. Beiträge zur Psychopathologie und ihren Grenzgebieten*. WGB Darmstadt, 1990.
- Hartmann, Sebastian. *Zur Psychodynamik des Typus melancholicus*. In: *Psyche* 2 (1998). 771-805.
- Heidbrink, Ludger (Hg.). *Entzauberte Zeit. Der melancholische Geist der Moderne*. München: Hanser, 1997.
- Honneth, Axel. *Objektbeziehungstheorie und postmoderne Identität. Über das vermeintliche Veralten der Psychoanalyse*. In: *Psyche* 11 (2000). 1087-1109.
- Juranville, Anne. *Madelein Janets "Fall" (1863-1918), und Thérèse de Lisieux (1873-1897)*. In: *Fragmente. Schriftenreihe für Kultur-, Medien- und Psychoanalyse* 44/45 (1994): 257-65.
- Kardorff, Ernst von. *Anmerkungen zum neuerwachten Melancholie-Diskurs*. In: *Fragmente. Schriftenreihe für Kultur-, Medien- und Psychoanalyse* 44/45 (1994): 265-79.
- Kobayashi, Toshiaki. *Melancholie und Zeit*. Frankfurt a.M: Stroemfeld, 1998.
- Mattenklott, Gert. *Melancholie in der Dramatik des Sturm und Drang*. Königstein: Athenäum, 1985 (1968).
- Moore, Burness E. und Bernhard D. Fine (Hg.). *Psychoanalytic Terms and Concepts*. Im Auftrag der American Psychoanalytic Association. New Haven: Yale University Press, 1990.
- Pietzcker, Carl. *Lesend interpretieren. Zur psychoanalytischen Deutung literarischer Texte*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 1992.
- Pott, Hans-Georg. *Zur Pathologie des klassischen Pathos – Schiller, Hölderlin*. In: *Das Pathos der Deutschen*. Hg. von Norbert Bolz. München: Fink, 1996.

- Rosebrock, Cornelia. Literarische Sozialisation im Medienzeitalter. Ein Systematisierungsversuch zur Einleitung, in: *Lesen im Medienzeitalter. Biographische und historische Aspekte literarischer Sozialisation*. Weinheim: Juventa 1995.9-30.
- Rosebrock, Cornelia. Phantasie und Schullektüre. Anmerkungen zu einem schwierigen Verhältnis, in: *Lesen im Medienzeitalter. Biographische und historische Aspekte literarischer Sozialisation*. Weinheim: Juventa 1995.195-210.
- Schmidt, Jochen. *Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750-1745*. Bd.2. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1985.
- Schnadt, Pia. Lernen in der Endlosschleife. In: *Melancholie als Lebensform. Über den Umgang mit kulturellen Verlusten*. Hg. von Dieter Lenzen. Berlin 1989. 41-55.
- Strauß, Botho. *Anschwellender Bocksgesang*. In: *Der Spiegel* 6/1993.
- Weilnböck, Harald: ›Was die Wange röthet / kann nicht übel seyn‹. *Die Beziehungsanalyse der Entfremdung in Hölderlin und Heidegger*. Würzburg: Königshausen/Neumann 2000.
- ders. Claude Lanzmanns ›Shoah‹ – eine ästhetische Strategie des ›Misremembering‹. In: *Erinnerte Shoah. Die Literatur der Überlebenden*. Kongressband hg. von Walter Schmitz. Dresden: Thelem 2001.
- Winnicott, W. Donald. *Mind and Its Relation to the Psycho-Soma* (1949). In: *Collected Papers. Through Paediatrics to Psycho-Analysis*. London: Tavistock, 1958. Deutsch in: *Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse*. Frankfurt a.M: Fischer, 1983.